This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Galizische Geschichten.

Novellen

von

Sacher-Masoch.

Neue Folge.

Bern & Leipzig.
L. Frobeen's Verlag.
1881.

PT2461
S3G3
1881

Leipzig, Druck von Hundertstund & Pries.

Tag und Nacht in der Steppe.

„Ach, du Steppe mein,
Reichgesegnete!
Unabsehbare!“

Kolzow.

Inhalt.

Tag und Nacht in der Steppe 1
Der fliegende Stern 23
Eudoxia die Sängerin 35
Lieutenant Holofernes oder der moraliſche Effekt 53
Der König von Polen 73
Die Liebesgeſchichte des Adam Koſabrodzki 89
Servatius und Pankratius 115
Vom Baume des Schweigens 177

Tag.

Ich wollte in die Steppe, um ein paar Trappen zu schießen. Es ist dies eine Jagd, die unendlich viel Reiz hat. Der Trappe gehört nicht zu dem kleinen Wilde, das mancher Jäger ganz verschmäht, er übertrifft alle unsere jagdbaren Vögel an Größe. Vier Fuß lang und mit sieben Fuß Flügelbreite, wiegt er zwanzig bis dreißig Pfund und ist mit seinem stolzen Gang und seinem langen weißen Bart ein ganz mächtiges Thier. Auch ist es nicht leicht, ihm beizukommen. Man muß zu allerhand Listen seine Zuflucht nehmen. Wohl kommt er in Schaaren zu den Feldern der Landleute und zeigt eine besondere Vorliebe für Kohl und Rübensaat, aber es ist der scheueste Vogel, den es giebt. Sobald der Jäger oder sonst etwas Verdächtiges naht, erhebt er sich schon auf fünfhundert Schritte. Er scheint seine Schwäche zu kennen, denn er kann sich nicht ohne Weiteres vom

Boden erheben, er muß einen förmlichen Anlauf dazu nehmen und sein Flug ist schwer und niedrig.

Es giebt verschiedene Mittel, ihm nahe zu kommen. Er kennt den Landmann und fürchtet ihn deshalb nicht, während derselbe pflügt oder säet oder erntet, spaziert er mit der ihm eigenthümlichen spanischen Grandezza hinter, vor oder neben ihm. Der Jäger kleidet sich also als Bauer und geht langsam, die Pfeife im Munde, mit Bauernschritten, bis er ihn zum Schusse bekommt, aber es ist nicht leicht, ihm das Gewehr zu verbergen. Er kennt das Blinken eines Flintenlaufes sehr gut von jenem einer Sense oder Sichel auseinander.

Besser ist es, sich in Bauernkleidern auf einen Bauernwagen zu legen und die Flinte in dem Stroh, Heu oder Mais, mit dem der Wagen beladen ist, zu verbergen.

Aber der Wagen darf ja nicht mit Pferden, er muß mit Ochsen bespannt sein und recht langsam heranfahren, während der Bauer, der das Gespann lenkt, mit der Peitsche neben demselben einhergeht.

Ich wählte das letztere Verfahren. Als ich vor Sonnenaufgang aufstand und in Bauernkleidern, die Flinte unter dem Arm, aus dem Hause trat, war mein Mann, der Grundbesitzer Jan Walko, schon zur Stelle. Er hatte den niederen Leiterwagen mit Heu geladen,

weil es sich im Heu am Besten liegt, und hatte zwei große weiße Ochsen mit schönen langen Hörnern, die eine Lyra bildeten, vorgespannt. Nachdem ich mich bequem auf den Rücken gelegt hatte, setzte sich das Gefährte langsam in Bewegung.

Ich hatte Muße, die Gegenstände, die mich umgaben, genau zu betrachten.

Wir fuhren durch das Dorf, kreuzten das frische Dunkel eines Birkenwäldchens, kamen durch hohes gelbes Korn, dessen Aehren sich schwer zu uns herüber neigten, holperten über eine schadhafte Brücke und da waren wir auf weichem üppigem Sammt und vor uns lag die Steppe.

Für jetzt nur vor uns, bald aber auch rechts und links und hinter uns, und als die Sonne vollends aufgegangen war, umfing sie uns ganz und gar.

Anfangs zeigten sich noch lange Reihen von dunkeln Heuschobern, stand da oder dort ein Bauer, der seine Sense dengelte, oder ein Mädchen mit rothem Kopftuch, das Kräuter suchte, tauchte einer großen Mohnblüthe gleich aus dem hohen Grase. Wenn der Nebel sich träge zur Seite wälzte, blinkte in der Ferne das griechische Kreuz einer Dorfkirche, oder zeigte sich ein niederer Schafstall, zeigte sich ein Ziehbrunnen. Kleine grasbewachsene Hügel stiegen empor, nicht selten beisammen liegend wie

eine Reihe Gräber und vom Volke auch für Gräber, für Denkmale irgend einer Tartarenmetzelei, irgend einer Kosakenschlacht angesehen. Kleine Haine belebten die Grasfläche, Lerchen stiegen empor aus dem blitzenden Thau, der dieselbe in einen weiten Wasserspiegel verwandelte.

Allmälich wurden die Hügel kleiner, die Bäume seltener, und endlich verschwanden sie ganz und der liebliche Gesang der Vögel verstummte. Die Nebel verflatterten an der Erde. Wir waren mitten in der weiten unabsehbaren Steppe, und schön war der Morgen da mit seinem Glanz, mit seiner jugendlichen Fröhlichkeit.

Weithin war nichts zu sehen als die Ueppigkeit hohen smaragdenen Grases, blühender Kräuter und farbiger Blumen. Ganze große Strecken schienen gelb, roth, weiß oder blau bemalt, vor allem gelb, und das alles zusammen gab ein Farbenspiel so kräftig, so heiter, so festlich, wie ein Regenbogen, der auf der Erde lag. Ein schwerer Duft steigt aufwärts und bleibt auf den matten Schwingen der Luft träge liegen, er nimmt den Kopf ein, er berauscht, er bezaubert, er regt die Sinne auf wie der Wohlgeruch einer asiatischen Schönen.

Rostbraune Trappen schreiten durch das Gras, die weißen Flecke auf ihren schwarzen Flügeln schimmern deutlich herüber, Störche stehen schläfrig auf einem Bein,

büßende Fakirs in der Wüste, Geier kreisen, Adler erheben sich in den Aether, Tausende von Insekten schwirren, Tausende von Grashüpfern erheben sich vor uns, um sich wieder nieder zu lassen und wieder zu erheben, so daß ein immerwährendes Gestiebe großer grüner Funken auf der grünen leicht bewegten schwimmenden Fläche zu sehen ist.

Und sobald man nur etwas hinhorcht, ist die Steppe nicht so stille als sie scheint, man hört ein immerwährendes Schwirren, Knistern, Zischen, Pfeifen, Seufzen, und andere Töne, wie das Lallen eines Kindes, räthselhaft, sehnsüchtig und verworren.

Die Sonne ist heiß, es ist dieselbe Sonne, welche die Gesichter unserer Kleinrussen mit jenem schönen Braun überzieht, das so gut stimmt zu ihren ehernen, ernsten, schwermüthigen und entschlossenen Zügen.

Bis zum Horizont ist nichts zu sehen als Land und darüber blauer Himmel und kleine Wölkchen, nicht einmal der Silberfaden eines Bächleins ist zu entdecken.

Die Steppe blaut um uns wie das Meer und verschwimmt in der Ferne wie das Meer in zitterndem Glanz. Und nicht die Erde allein erscheint uns mit einem Male so groß, so unbegrenzt, auch der Himmel spannt sich weiter aus und scheint uns ferner zu sein.

Dem Menschen ist zu Muthe wie dem Vogel, der die Luft durchstreicht.

Wie in der Luft hemmt auch in der Steppe nichts seinen Blick, da ist keine Stadt, kein Thurm, kein Dorf, kein Haus, nicht einmal eine verfallene Schenke aus Weidenruthen geflochten und mit Stroh gedeckt, kein Mensch, nicht einmal die Fußstapfen eines Menschen oder das Geleise eines Wagens.

Die Natur ist hier unentweiht wie im Urwald, aber in diesem ist alles Finsterniß, Feindseligkeit, Druck, auf der Steppe aber umgiebt uns Licht, Heiterkeit, Freiheit! Auch der Urwald ist weit, still, ohne Menschen, aber diese Ruhe ist wie das Ende alles Lebens, wie Tod und Vernichtung, jene der Steppe ist wie der Frieden des Paradieses, ehe das Leben entstand, wie der lachende Morgen vor der Schöpfung.

Es ist, als sollte jeden Augenblick die Stimme des Herrn ertönen, die aus Wüsten Propheten zu den Menschen sendet und die Völker theilt und wandern heißt.

Das Auge findet keine Grenze, es ist nur nicht fähig, so weit zu sehen, als sich die Welt seinem Blicke öffnet.

Ich schoß zwei Trappen und einen großen Geier, damit war die Jagd zu Ende und es war auch schon Mittag da, der Mittag der Steppe, drückend in seiner

Stille und Hitze. Ueberall strömte flüssiges Gold nieder. Das geblendete Auge fand nirgends Ruhe. Die Grasswogen leuchteten, jeder Halm blitzte für sich auf. In der Luft war ein leises Knistern wie von elektrischen Funken. Endlich zeichnete ein Ziehbrunnen seine Silhouette auf den leuchtenden Himmel, Rauch wirbelte empor, ein Strohdach wurde sichtbar, eine Hütte wuchs aus dem Boden herauf. Das erfrischende Rieseln einer Quelle ließ sich deutlich vernehmen.

„Wem gehört die Hütte?" fragte ich meinen Bauer.

„Einer Wittwe", sagte er verschmizt lächelnd.

Die Räder unseres Wagens zerschnitten trennend das hohe Gras. Ein rothes Feuer loderte in der offenen Thüre. Die Ochsen hielten von selbst stille. Ich sprang ab. Aus dem Steppenhause trat ein junges Weib, barfuß, mit nackten Armen, wirr fluthendem schwarzen Haar, nur mit einem roth gestickten Hemde und einem kurzen blauen Rock bekleidet. Sie begrüßte uns und musterte uns ruhig mit ihren prachtvollen schwarzen Augen. Ihr fein modellirtes Gesicht war braun wie die Erde, auf der ihr Fuß stand.

So mag die ägyptische Königin, die schöne Schlange vom Nil, vor Marc Aurelius hingetreten sein, als er kam, um ihr die Krone zu rauben und sie ihn zur Strafe zum ersten ihrer Sklaven machte.

„Nun, hast du was zu essen für uns, Eva?“ fragte der Bauer.

„Ich werde sehen“, gab sie zur Antwort.

Wir traten in das Haus und ruhten aus. Sie bereitete das Mahl. Nachdem wir gegessen und getrunken, streckten wir uns auf den Holzbänken aus, die längs der Wände liefen und schliefen bald ein. Pferdegetrappel weckte uns.

Ein junger Bursche, schlank gebaut, mit einem Gesichte, das auf den ersten Blick Vertrauen erweckte, trat herein, offenbar ein Hirte. Zwei große blaue Augen sahen uns erstaunt an.

„Ah! Du, Akenfy?“ rief der Bauer.

„Ja, so ist es, habt Ihr gejagt?“ Er nahm seine Mütze ab und warf den kurzen Schafspelz von den Schultern auf die Ofenbank.

„Allerdings haben wir gejagt“, erwiderte der Bauer, „was aber führt Dich etwa her?“

„Nicht mich allein“, sprach Akenfy bescheiden, „ein mächtiges Gewitter hängt schwarz am Himmel; wir alle, die wir unsere Pferde in der Nähe weiden, haben uns bei Zeiten hierher geflüchtet.“

Andere Pferdehirten traten in die Stube, auch Eva wurde sichtbar, sie ging hin und her ohne Akenfy zu beachten, ja die Beiden wechselten nicht einmal einen

Blick zusammen und doch fühlte man sofort, daß zwischen ihnen irgend eine Beziehung bestand.

„Ist das ihr Geliebter?" fragte ich leise meinen Bauer.

„Welcher?"

„Nun, Akenfy."

„Er wird es wohl sein", gab der Bauer zur Antwort und seufzte auf.

Indeß hatten sich Wolken auf Wolken gethürmt, es war dunkel geworden. Eine brütende Stille herrschte, die geradezu furchtbar war. Die schwüle Luft legte sich auf die Brust gleich einem heißen Stein. Mit einem Male zuckten Blitze, begann das Rollen des Donners und schon stürzte der Regen auf die Steppe, das Gras grausam peitschend. Ein Meer ging zur Erde nieder. Die Wogen schäumten wild auf. Wohin man blickte, war nur noch ein wild bewegter Wasserspiegel, in dem das einsame Steppenhaus wie die Arche inmitten der Sündfluth schwamm.

Schlag auf Schlag folgte, ein jeder schien die Erde zu spalten und ihre Grundvesten zu erschüttern.

Dann erhob sich ein Orkan, ebenso wüthend wie das prasselnde und flammende Gewitter, trieb die finsteren Wolken vor sich her, trieb die Wogen des Wassers auseinander und ebenso plötzlich, wie die Elemente ihre Fesseln zerbrochen hatten, kehrten sie zur gewohnten Ruhe zurück.

Der Regen hörte auf, der Himmel wurde helle, die grüne Steppe schimmerte freundlich, gleichsam verjüngt. Ein Regenbogen umspannte glänzend das weite Land.

Die Hirten verließen das Haus, trieben ihre Pferde aus den Ställen und schwangen sich auf den Rücken derselben. Eva war mitten unter ihnen, scherzend, mit fröhlichen funkelnden Augen, und wie von einer diabolischen Laune ergriffen, faßte sie eines der schwarzen Pferde an der Mähne und schon saß sie auf dem stolz wiehernden Thiere, ohne Sattel, ohne Zügel. „Hört, Ihr Burschen!“ rief sie, „wer mich einholt und gefangen nimmt, der darf mich küssen.“

Schon jagte sie ihren Renner über die Steppe, die Hirten folgten mit wildem Geschrei. Akenfy, bleich mit unheimlich lodernden Augen, hatte bald alle anderen überholt. Vergebens wendete Eva ihr Pferd und kehrte im weiten Bogen zum Steppenhause zurück, er erreichte sie fünfzig Schritte vor demselben, riß sie herüber auf sein Pferd und, während das ihre davonflog, preßte er seine Lippen auf die ihren.

Mein Bauer lachte. „Sie ist nicht umsonst die Tochter einer Wissenden, einer Hexe“, sagte er zu mir, „sie hat ihn behext.“ Es wurde Abend als wir den Rückweg antraten. Der westliche Himmel flimmerte in

bizarrer Farbenpracht. Ueberall war Summen, Schwirren und Geſang. Die Sonne verſank, ohne nur das kleinſte dunkle Abbild eines Gegenſtandes auf der ruhenden Steppe zu zeichnen. Das Licht verrann auf dem regungsloſen Grasmeer und mit einem Male lagerte ſich ein rieſiger Schatten über die ganze Erde.

Nacht.

Jahre waren vergangen und es war tief im Herbſte, als ich in der Steppe von dem Abende überraſcht wurde. Zur Dämmerung geſellten ſich Dünſte, welche wie ein durchſichtiger Flor uns umgaben, um ſich in der Ferne mehr und mehr zu verdichten. Die Bäume waren faſt ganz entblättert, ihre kahlen Aeſte ragten, wie die Arme Ertrinkender aus dem Waſſer, über den grauen Nebel empor. Ein Teich erglänzte matt, bleiern. Der Wind pfiff über die Fläche, riß die letzten Blätter von den Zweigen und warf die Wolken Ballen gleich hin und her, zerriß die häßlichen Schleier und ſchleifte ſie durch das Gras.

Zugvögel ſtrichen, ohne einen Laut von ſich zu geben, in Schwärmen durch daſſelbe, belebten die Büſche und

hüpften die Aeste der Bäume hinauf. Durch den grämlichen Himmel, der mehr und mehr sichtbar wurde, flogen wilde Gänse, Störche, Kraniche den Mündungen des Dnieper und der Donau zu.

Es wurde rasch Nacht. Die Ruhe, das Schweigen der Steppe hatten jetzt Etwas Erhabenes an sich, heilige Schauer sanken auf uns nieder. Die Sterne zogen herauf, sie vermehrten sich zusehends, und als das dunkle Firmament endlich von ihnen bedeckt war, da schien ihre Zahl größer als sonst, als zu irgend einer Zeit und an irgend einem Orte. Ihre Bilder zeichneten sich deutlich ab und schienen so nahe. Es war, als führen wir in den Himmel hinein, den Sternen zu, welche am Horizonte wie große Kerzen brannten, die zu einem nächtlichen Feste aufgesteckt werden; und als baue die Milchstraße eine glänzende Brücke von der Erde zu den Wolken.

Und wie die Pferde, die meinen kleinen Wagen zogen, durch die grünen Graswellen weiter und weiter schwammen, da blitzte es am Horizonte auf, zuerst wie ein neuer großer Stern, dann immer mächtiger, eine riesige Flamme, bis endlich deutlich eine rothe lodernde Feuersäule emporstieg.

Mein Kutscher hielt an, spähte hinaus, schüttelte den Kopf und sagte dann: „Ich will der Sohn einer

Hündin sein, wenn das nicht der Hof der Eva Kwirinewa ist, der da brennt.

„So fahre hin."

„Wozu?"

„Um zu retten."

„Was wollen Sie an so einer Baracke aus Holz und Stroh retten. Ehe wir hinkommen, ist nur ein Aschenhaufen da."

„Nun, fahre nur."

„Ich fahre schon, wenn der Herr es will", sagte der Kutscher und lenkte die Pferde zur Seite. Die Steppe ächzte unter den Rädern des Wagens auf, dann glitten wir wieder geräuschlos dahin wie über weichen Sammt. Plötzlich tauchte zur Seite eine dunkle Gestalt aus dem hohen Grase auf, sie winkte uns und kam dann auf uns zugelaufen. „Nehmt mich auf", flehte sie, „nehmt mich auf, ich habe mich verirrt auf der Steppe."

„Wer bist Du?"

„Ein Mädchen, das bei Eva Kwirinewa im Steppenhause im Dienste war."

„Im Steppenhause? dort brennt es ja. Wir wollen hin, um zu retten."

Das Mädchen machte eine Bewegung mit der Hand, die deutlicher sagte als es die Sprache vermochte, daß dort nichts mehr zu retten war.

„Wie ist das Feuer entstanden?"

„Wie es enstanden ist?" erwiderte das Mädchen gleichsam erstaunt, „wie kann es entstanden sein, sie hat es ja doch selbst angezündet, ihr Haus, wer kann ihr verbieten, ihr eigenes Haus anzuzünden? sie wollte es einmal so."

„Wer? Eva Kwirinewa."

„Eva Kwirinewa, Gott gebe ihr den ewigen Frieden."

„Die Feuersäule verschwand, man sah nur noch Rauch emporsteigen, der leicht geröthet war.

„Nun ist alles vorbei", seufzte das Mädchen auf.

„Was ist vorbei?" rief ich, „so erzähle doch."

„Es war heute Nachmittag", begann sie, „die Sonne stand schon tief, als unerwartet Herr Delgopolski vor unserem Hause hielt, er war zu Pferde, er kam von der Jagd oder sonstwo her. Genug, er war sehr ermüdet, hielt sein Pferd an und pfiff. Ich sprang hinaus und ergriff den Zügel, aber schon erschien die Frau auf der Schwelle."

„Eva Kwirinewa?" fragte der Kutscher.

„Wer sonst?" fuhr das Mädchen fort, „als sie den edlen Herrn erblickte, lächelte sie recht böse, o! sie konnte so böse lächeln, daß einem das Herz im Leibe stille stand.

Hat der Herr die Gnade, mich wieder einmal zu besuchen, begann sie in einer Weise, die mir Angst machte.

„Ich komme nicht, Dich zu besuchen", gab Herr Delgopolski stolz zur Antwort, „ich habe mich verirrt, bin todmüde, will unter Deinem Dache rasten." Er stieg ab, band sein Pferd an und Eva Kwirinewa ging mit ihm in die Stube. Er ging voran, sie folgte ihm. In der Thüre wendete sie sich um und winkte mir, draußen zu bleiben. Ich blieb also bei dem Pferde, raufte Gras aus und gab es ihm, holte Wasser und tränkte es. Ich hörte die Beiden drinnen laut sprechen, laut und heftig. „Was haben die etwa zu streiten?" dachte ich, aber ich regte mich nicht.

Dann wurde es ruhig. Die Frau ging ein und aus auf den Fußspitzen. Einmal blieb sie vor dem Hause stehen, hielt die Hand über die Augen und spähte nach allen Seiten aus, ob Jemand komme.

Die Sonne war untergegangen, es wurde dunkel.

Plötzlich kam die Frau; sie hatte sich vom Kopf bis zum Fuße angezogen, wie zur Kirche oder zum Jahrmarkt, sie trug rothe Stiefeln, einen bunten Rock, und über dem gestickten frischen Hemde, das so weiß war wie Schnee, ihren neuen Pelz, von blauem Tuch mit weißem Lammfell, sie hatte wohl zehn Schnüre Korallen und Münzen um den Hals, daß es nur so funkelte, und ein rothes seidenes Tuch um den Kopf. Sie war ein schönes Weib, wie ich sie so ansah.

Was hat sie nur vor? dachte ich.

„Gieb mir die Stricke, sagte sie leise."

Die Wäsche hängt auf den Stricken, erwiderte ich.

„So wirf sie zur Erde, wirf sie fort", sprach sie, „und gieb mir die Stricke."

Ich gab sie ihr und sie ging hinein, leise, wie eine Katze schlich sie sich. Wozu sie nur die Stricke braucht, dachte ich, näherte mich leise dem Fenster der Stube und blickte hinein. Mich konnten sie nicht sehen, da es schon vollkommen finster war draußen, ich aber sah alles genau, was in der Stube vorging, denn Eva Kwirinewa hatte ein Licht angezündet und auf den Tisch gestellt, und ich hörte auch alles, was sie sprachen, denn das Fenster war zerschlagen und nur so zur Noth mit Papier verklebt.

Herr Delgopolski schlief auf der Ofenbank. Als jetzt das Licht auf ihn fiel, sah ich, daß sie ihn mit den Stricken gebunden hatte. Sie hatte ihm die Arme gebunden und die Füße und hatte ihn an die Bank gefesselt.

Eva Kwirinewa saß bei ihm als er erwachte. Er versuchte sich zu regen, sich zu erheben, aber die Stricke hinderten ihn.

„Was ist das für ein Scherz", rief er aus, „und was sollen diese festlichen Kleider?"

„Heute ist ein großes Fest für mich", erwiderte

Eva, „es ist der Tag gekommen, wo ich an Ihnen Rache nehmen kann.“

Herr Delgopolski riß vergebens an den Stricken, dann begann er laut um Hülfe zu rufen, aber Niemand hörte ihn als ich, und wie sollte ich ihm helfen, ich armes schwaches Mädchen.

Eva Kwirinewa saß ruhig da, die Arme über der Brust verschränkt und lachte. Es war ein furchtbares Lachen. „Schweigen Sie, oder ich schneide Ihnen die Zunge heraus“, sagte sie endlich, sprang auf und faßte ein Messer. Er schwieg. Er kannte sie offenbar. Sie war alles im Stande, was sie sagte. Wie sie sah, daß er sich ihr ergab, warf sie das Messer auf den Tisch und setzte sich wieder zu ihm hin.

„Bereuen Sie, was Sie mir gethan haben?“ sagte sie ruhig, ja stolz.

„Soll ich etwa bereuen, daß ich ein schönes Weib mein genannt habe“, versetzte Herr Delgopolski spöttisch, er ahnte noch nicht, was ihm bevorstand, „und Du bist heute noch schön, Eva, komm' küsse mich.“

„Scherzen Sie nicht“, sagte sie strenge, „Sie haben schlecht an mir gehandelt, sehr schlecht, wie ein Teufel haben Sie an mir gehandelt. Ich habe Akenfy aus Liebe zum Manne genommen und habe ihm drei schöne Kinder geboren. Da kamen Sie —“

„Bist Du nicht eine Hexe?“ rief Herr Delgopolski, „und einer Hexe Tochter? Hast Du mir nicht einen Liebestrank gegeben?“

„Ja, das habe ich gethan.“

„Was willst Du also?“

„Ich habe Sie geliebt und ich wollte Sie in meinen Armen sehen“, sagte Eva.

„In Deinen Armen!“ rief Herr Delgopolski, „Du wolltest mich zu Deinen Füßen sehen und Du hast es erreicht. Ich habe um deine Gunst gebettelt, wie um die Gunst einer Kaiserin.“

„Gut, gut“, rief sie, „und dann? habe ich Sie nicht glücklich gemacht? habe ich nicht — als mein Mann — als Akensy — als der Narr mir drohte —“

„Habe ich ihm nicht Gift gegeben und auch den Kindern, meinen Kindern allen, als sie Ihnen lästig wurden“, sprach sie, immer ruhig, ohne sich zu regen.

„Habe ich es von Dir verlangt, entsetzliches Weib!“ schrie er auf.

Sie beachtete es nicht und fuhr fort. „Sie aber haben eines Tages ein reiches Fräulein kennen gelernt, das weiß war und blonde Locken hatte, und Sammt und Seide trug und Zobel, und Sie haben mich verrathen, verspottet, mit Hunden aus Ihrem Hofe gejagt, das Fräulein aber haben Sie zu Ihrer Frau gemacht. War es

nicht so? Ja, so war es, und dafür werde ich Sie jetzt tödten."

„Wahnsinnige!" schrie er auf.

„Ich bin ganz bei Vernunft", entgegnete sie. Dann stand sie auf, trug Stroh und Heu zusammen und zündete es an.

„Was thust du?" fragte er, er war ganz bleich und bebte am ganzen Leibe.

„Ich zünde mein Haus an", sagte sie mit ihrem bösen Lächeln, „wir werden Beide in den Flammen sterben."

Da wollte ich in die Stube, ich weiß selbst nicht wozu, ich armes schwaches Mädchen, ich versuchte die Thüre aufzustoßen, aber sie war versperrt und verrammelt, ich rief Eva Kwirinewa, ich rief um Hülfe, aber mir antwortete nur das Prasseln des Feuers und der Wind, der klagend über die weite traurige Erde strich. Eine namenlose Angst faßte mich, ich konnte nicht einmal beten und so lief ich, wie sinnlos, in die Steppe hinein."

Wir blickten jetzt alle zugleich nach der Richtung, wo das Haus der Eva Kwirinewa lag. Das Feuer war erloschen, der Rauch hatte sich verzogen, weithin war nichts zu sehen als die ruhige feierliche sternbeglänzte Steppennacht.

Der fliegende Stern.

Es ist ein recht unglücklicher Jagdtag, zwei Haselhühner und ein großer Geier bildete die ganze Beute. „Das verdammte alte Weib ist schuld", rief der Heger, nachdem er seinen Strohhut abgenommen und mit den bauschigen Hembärmeln die großen Tropfen von der Stirne gewischt hatte, dann reichte er mir seine mit Branntwein gefüllte Kürbisflasche, welche an einen gelben, großbauchigen Chinesengott mahnte.

Wir hatten nämlich bei unserem Auszug am frühen Morgen ein verschrumpftes Mütterchen begegnet, das zwischen den Büschen Schwämme suchte.

Nun war der Abend angebrochen, und es blieb Nichts übrig, als den Heimweg anzutreten. Die Sonne ging hinter den hohen Granitfelsen, welche wie verwitterte Thürme die grauen bröckligen Bergmauern der Karpathen überragten, rothglühend unter. Weithin war Nichts als dunkles Krummholz, das über Geröll und spiegelglatte Wände emporkroch und seine lange ver-

krüppelten Arme nach uns auszuſtrecken ſchien, es ſtand mit gekrümmtem Rücken da, mit langen Locken und ſpitzem Bart von Moos, ganz ſo wie unſer Jude, aber klammerte ſich feſt und zäh an das Geſtein, wie auch er feſtzuhalten verſteht, was ſeine mageren, knochigen Hände einmal ergriffen haben.

Wir ſtiegen raſch hinab zwiſchen Heidelbeerkraut und Alpenroſen, den ſchwerathmenden Hund hinter uns, und ſchritten dann unter dem grünen Dache der Tannen weiter. Ein dumpfer Donner ferner Waſſer begleitete uns. Die hohen, grünen Pyramiden, welche lautlos ſtanden in trauernder Majeſtät, begannen tief unten ihre Wipfel mit rothem Golde zu durchſchlingen, aus den ſchlanken Stämmen quoll ſaftiges Harz, gelb wie Bernſtein, purpurne Beeren, große Waldblumen zeichneten bunte Stickereien auf den ſammtenen Teppich hin, der ſich zwiſchen die Wurzeln breitete, während tiefe Schatten von oben durch die unbeweglichen Nadeln, gleich dunkeln Tropfen auf denſelben herabfielen.

Noch ſchwebten einige Zeit roth angehauchte Wölkchen im Weſten, dann ſpannte ſich brennender Purpur über den Himmel. Die Luft zitterte über der Erde und in ihr zuckten unzählige Mücken, durchſichtig wie aus Glas geſponnen. Nebel, zart gewoben gleich weißen ſchimmernden Schleiern, ſtiegen in den ſtillen tiefdunkeln

Thälern auf, Sträuche, Bäume und Berge ſchienen ſich in der goldigen Luft zu recken und ins Unendliche zu wachſen, während ſie ihre Schatten immer weiter von ſich warfen.

Im Oſten glänzte ein Stern über den Tannen, die wie ſchwarze Lanzen oder das Eiſengitter eines Parks gegen den Himmel ſtanden. Kein Vogel ſang mehr, nur da und dort pfiff es leiſe im Holz, oder fuhr erſchrocken auf durch die Zweige. Der helle Himmel war blau geworden und begann ſich jetzt allmählig zu verfinſtern. Die Schatten zogen ſich zuſammen und wurden endlich ganz von der Dunkelheit verſchlungen, welche ſich als eine undurchdringliche Maſſe, träge und unheimlich über der Erde lagerte. Wir waren indeß am Fuße der Waldberge angekommen und verfolgten nun einen ſchmalen Pfad, der ſich wie eine Schlange zwiſchen Stoppeln und Erdäpfelfeldern wand. Mit einem Male erhellte ſich der ſchwarze Ausſchnitt zwiſchen zwei Felskuppen im Weſten und es loderte dort raſch empor wie der Brand eines Dorfes und wieder nach einer Weile zeigte der Mond ſeine goldene Scheibe, die feierlich an dem dunklen Firmamente haftete und ihr ſanftes, tröſtliches Licht in die Landſchaft ergoß. Ein friſcher Luftzug durchſtrömte die Halme, das Gras, die Blätter der Bäume und die finſteren Wipfel des Nadelholzes, Alles begann

sich zu regen, zu neigen und zu flüstern. Vor uns in weiter Ferne zuckten die Lichter eines Dorfes auf, wie Leuchtkäfer, die im Grase liegen, und der Himmelsplan über uns war mit zahllosen Sternen gleich den Lagerfeuern eines großen Heeres bedeckt. An allen Zweigen hingen silberne Fäden, die das Mondlicht um sie spann, und alle Höhen, alle Tiefen badeten sich in jenem magischen Glanz, der so viel Zutrauliches und auch wieder Wehmüthiges an sich hat.

In diesem Augenblicke, wo wir einen kleinen Birkenhain betraten, fuhr es gleich einer Feuergarbe vom Himmel zur Erde nieder. Der Heger blieb stehen und bekreuzte sich.

„Nun ist das Unglück geschehen", sagte er.

„Was für ein Unglück?"

„Haben Sie nicht den fliegenden Stern gesehen?"

„Allerdings."

„Jetzt ist er bereits zu einer Letawiza geworden."

„Wie das?"

„Mit jedem fliegenden Stern kömmt ein Dämon zur Erde", gab der Heger tief bekümmert zur Antwort, „es giebt einen Spruch, wenn man diesen spricht, in dem Augenblicke als man ihn sieht, wird der Zauber gebrochen. Sobald der fliegende Stern aber die Erde betritt, verwandelt er sich in ein Weib von seltsamer Schönheit,

mit langem, goldenem Haar, das wie Sternenlicht fließt und schimmert. Diesem schönen Weibe ist Macht gegeben über jede Menschenseele, es lockt die Jünglinge an sich und fängt sie in den goldenen Schlingen, welche um seine weißen Schultern spielen. Nachts, wenn Alles stille ist, kommt es zu ihnen, bettet sie an seiner Brust und küßt sie, küßt sie langsam zu Tode."

Kaum hatte der Heger geendet, hörten wir ein tiefes Stöhnen, nicht gar weit von uns, es klang recht unheimlich bei dieser tiefen Stille, die ringsum herrschte und an diesem düsteren Orte zwischen den rastlos zitternden Birken, deren weiße Stämme wie in Grabtücher gehüllt, gespenstig umherstanden, und mit Fingern stumm auf uns zu deuten schienen.

„Was war das?" fragte ich.

„Ein Wassermann oder eine Russalka (die Nixe der Malorußen), oder vielleicht auch die Letawiza."

„Ich denke, es war eine Rohrdommel."

„So soll es eine Rohrdommel sein", sagte der Heger fast mitleidig, „aber es ist besser, wir gehen weiter."

Wie wir nur einige Schritte vorwärts thaten, stand plötzlich eine Flamme, groß wie ein erwachsener Mensch, seitwärts im schwarzen Erlengebüsch, nickte uns zu, bückte sich und huschte weiter, als wollte sie uns begleiten.

„Ein Irrlicht!"

„Wenn der Herr Wohlthäter es befehlen," sagte der Heger leise, „so soll es ein Irrlicht sein, aber ich sehe, daß das nicht gut enden wird heute."

„Ist hier ein Sumpf in der Nähe?"

„Das will ich meinen, und auch ein Teich, er muß hier zu unserer Rechten sein."

Als wir neuerdings eine Strecke gegangen waren, blickte es aus dem Dickicht hervor wie ein Spiegel, auf den der Schimmer von Kerzen fällt. Ich wendete mich hinüber.

„Sie werden doch nicht Ihre Seele nicht in Gefahr bringen wollen?" seufzte der Heger.

Ich gab ihm keine Antwort, sondern theilte die Zweige und bahnte mir so einen Weg zu dem Teiche. Das Irrlicht hatte uns verlassen, dafür ertönte von Neuem der klägliche Ruf der Rohrdommel. Der Heger betete laut die Litanei. Wir standen jetzt an dem Ufer und ein großes Wasser, vom Mondlicht beglänzt, spannte sich regungslos zu unseren Füßen aus, stille, geheimnißvolle Erlen standen umher, von Brombeerbüschen umschlungen, ihre Wurzeln tranken aus dem stillen Teich und ihre tief herabhängenden Zweige badeten sich in demselben.

Es war ein unendlich stiller und wehmüthiger Ort. Aber mit einem Male ertönte ein Lachen, so hell,

so kindlich und scherzhaft, wie ein silbernes Glockenspiel, und das Wasser warf leuchtende Wellen und tausend blitzende Funken auf und aus dem flimmernden Schaum tauchte ein Weib, von göttlicher Schönheit und Jugend empor, ein Nacken wie Marmor, die blonde Fluth des Haares wie Sternenlicht fließend und schimmernd, und zwei große dunkle Augen schalkhaft auf uns geheftet.

„Gott sei meiner Seele gnädig", rief der Heger laut. „schließen Sie die Augen."

Er riß mich zurück.

„Fliehen wir", drängte er schwerathmend, „sonst ist es um uns Beide geschehen."

Noch einmal erklang das zauberhelle Lachen so wunderbar spöttisch.

Ich folgte dem Heger, eine dunkle Gewalt schien mich zu treiben, von der ich mir keine Rechenschaft zu geben wußte. Wir eilten vorwärts durch Gebüsch, Sumpf und Feld, bis wir mitten in einem Obstanger stille hielten.

„Du bist ein großer Esel", sagte ich endlich.

„Besser ein Esel, als ein von Gott Verdammter!"

„Wegzulaufen vor einem schönen Weibe."

„Ja, schön war sie", sagte der Heger, „aber kein irdisches Weib, sondern eine Letawiza, ein fliegender Stern in Menschengestalt, haben Sie nicht gesehen, was sie für

Haar hatte, war es nicht, als sei ein Stern vom Himmel gefallen und schwimme jetzt auf dem Wasser?"

„Ich werde umkehren, ich will das Weib noch einmal sehen."

„Sind Sie vom Teufel besessen?" sagte der Heger wie versteinert, „legen Sie mir jetzt gleich hundert Dukaten her, oder zeigen Sie mir diese ganze schöne Gotteswelt und sagen Sie mir: sie soll Dein sein! ich thue keinen Schritt."

„Aber wenn ich Dir eine Quart Branntwein gebe, gehst Du mit."

„Branntwein? was für Branntwein? doch nicht gemeinen Kornschnaps?"

„Meinetwegen Sliwowitz."

Der brave Mann seufzte, pfiff dem Hunde und ging langsam dem Teiche zu. Ich blieb einige Schritte hinter ihm zurück. Sofort gesellte sich eine schlanke Figur wie aus gleißendem Gold gewoben zu uns, verneigte sich und bot sich offenbar an, den Führer zu machen. Indem wir dem seltsamen Burschen folgten, der bald vor uns einher hüpfte, bald auf dem Bauche kroch wie eine Schlange, um zuletzt gleich einer Flamme über dem Boden zu schweben, geriethen wir bis an die Knie in den Moor. Der Mond verbarg sich hinter Wolken, als sei er mit in dem muthwilligen Bunde, der mit uns sein lustiges Spiel

trieb, die Erlen, ſonſt ſo ernſthaft und ſtumm, begannen zu flüſtern und zu kichern, und ſogar die Rohrdommel lachte gellend auf.

Jetzt plätſcherte es, höchſtens zehn Schritte zu unſerer Linken, es war der Hund, der in das Waſſer gefallen war und uns nun mit einem kurzen unterdrückten Bellen zu verſtehen gab, daß wir am Ziele ſeien.

Ungeduldig brach ich durch die dichten Zweige. Da lag wieder der ſilberne Spiegel des Teiches vor mir und der Mond, der die Wolkenſchleier zurückgeſchlagen hatte, blickte ruhig in denſelben und betrachtete ſein ſanftes ſchönes Antlitz.

Das Weib mit dem goldnen Haar war nirgends zu entdecken, nicht im Waſſer, das ſo feenhaft glänzte, nicht an dem Ufer, deſſen ſchwarze Erlenwände ihren weißen Leib wie ein Licht hätten zurückſtrahlen müſſen. Eine wehmüthige Ruhe herrſchte ringsum, keine Welle ſchäumte auf, kein Blatt regte ſich, und mitten auf dem leuchtenden Gewäſſer loderte eine Seeroſe feierlich wie eine weiße Flamme gegen den Himmel.

Der Heger holte tief Athem. „Gott hat uns beſchützt", ſagte er, „nun ſoll aber ein Menſch ſagen, daß es kein fliegender Stern war!"

Endoxia die Sängerin.

Tytus Skalkowski saß schon seit Sonnenuntergang an dem Rande des großen Eichenwaldes, der die grüne Grenzwand zwischen den Skalkowskischen und Tscherwinskischen Besitzungen bildete, der Abendgluth war bleierne Dämmerung und dieser die Nacht gefolgt. Der Himmel erglänzte im Lichte zahlloser Sterne. Im Dorfe brannten die Heerdfeuer. In den nahen Büschen glühten Hunderte kleiner Würmchen, während andere dieselben umkreisten, so daß es schien, als sprühe das Gesträuch Funken; aber dies alles bemerkte Tytus nicht; er saß, den Kopf zur Seite geneigt und in die linke Hand gestützt, mit geschlossenen Augen, wie um sein Gehör zu schärfen, und lauschte, mit einem seltsamen glücklichen Lächeln auf dem schönen fast noch kindlichen Gesichte, dem Rieseln des Quells, dem Rauschen des Waldes, dem Schluchzen der Nachtigallen in den nahen Gärten. Er saß ohne sich zu regen, bis sich plötzlich zu den Tönen der Natur eine Menschenstimme gesellte. Aus der Ferne

erklang ein Lied, keine jener schwermüthigen kleinrussischen Melodien, die in unserem Herzen längst vergessene Schmerzen wecken, auch keine innige deutsche Weise, es klang so schmeichelnd, so süß, und der Wohllaut der Worte schmiegte sich so zärtlich an die anmuthige Harmonie der Töne. Tytus wurde unruhig, richtete sich auf und begann von Neuem zu lauschen. Der Gesang kam näher. Es war ein italienisches Lied, eine Art Gebet der Fischer und Schiffer bei Neapel an die Santa Lucia, aber es war nicht das Lied allein, das den horchenden jungen Mann in Aufregung versetzte, sondern noch viel mehr die Stimme, eine helle Frauenstimme von seltener Schönheit, Höhe und Fülle, eine Stimme, wie er sie noch nie gehört hatte, und welche jede Fieber seines Wesens erzittern machte. Sie ertönte noch einmal, ganz nahe, dann wurde es stille, und eine Weile darnach rauschte ein weibliches Gewand durch die hohen Gräser.

„Wer ist hier?" fragte Tytus.

Vor ihm stand ein hohes schlankes Mädchen, dessen Gesicht starke grobe Züge zeigte und übermäßig roth gefärbt war, und sah ihn unter starken dunkeln Brauen mit einem Paar kleiner grauer Augen erstaunt an.

„Ich bitte um Antwort", fuhr Tytus fort, „ich vermuthe, daß die Sängerin des schönen Liedes —"

„Sie steht vor Ihnen", sagte das Mädchen, ihre

Stimme klang, als sie sprach, ebenso wunderbar wie im Gesang.

„Eine Dame?"

„Nein."

„Eine Bäuerin? unmöglich."

„Eine Bäuerin, die singen gelernt hat."

„Sie scherzen wohl", sprach Tytus, „mein Fräulein oder meine Gnädige."

„Nun, ich sehe doch nicht aus wie eine verheirathete Frau?" Die Sängerin begann zu lachen.

„Vergeben Sie", gab Tytus zur Antwort, „ich kann nicht wissen, wie Sie aussehen, weil ich überhaupt nicht sehe."

Die Sängerin erschrak. „Sie haben das Augenlicht verloren?"

Tytus lächelte. „Nein, ich bin blind zur Welt gekommen."

„Mein Gott!"

„O! Ich bin nicht so unglücklich als Sie zu glauben scheinen", fuhr Tytus fort, „im Gegentheil, meine Augen sind nur gleichsam nach Innen gerichtet, und wenn ich die Herrlichkeit der Welt nicht schauen kann, so sehe ich dafür andere Wunder und Schönheiten, welche jenen Augen, die immer nur nach Außen blicken, verborgen bleiben. Ich bin nicht unglücklich."

„Aber es iſt doch traurig, nicht zu wiſſen, ob es Tag oder Nacht iſt, den Glanz des Frühlings nicht zu ſehen —"

„Glauben Sie?" Tytus lächelte, „ich ſehe nicht, das iſt richtig, aber ich höre und fühle Vieles, was jenen, welche ſehen, verborgen bleibt, und was ich mit Hülfe meines Gehörs und meiner Empfindung wahrnehme, erſcheint den Sehenden oft ebenſo räthſelhaft als mir jene Dinge, welche dieſe mit Hülfe der Augen entdecken und mir zu ſchildern verſuchen. Ich glaube, man überſchätzt den Werth der Eindrücke, die wir durch das Auge empfangen, ebenſo ſehr wie jenen der Herrſchaft des Geiſtes über unſer Selbſt. Denken Sie ſich, daß einem Menſchen die Welt nur in Tönen und Empfindungen entſteht, nur in dieſen alle Dinge, alle Weſen ſich ihm offenbaren und daß er in Folge deſſen nur von ſeinem Gefühl geleitet wird, können Sie ſich nicht verſtellen, daß dieſer Menſch glücklicher und gegen Andere gerechter und liebevoller und mitleidiger ſein wird, als Jene, die ihr Auge und ihr Geiſt regiert? Nicht die Welt wie ſie iſt, ſondern die Welt wie ſie uns erſcheint, ſteckt die Grenzen unſeres Daſeins; von uns, von unſerer Fähigkeit die Welt aufzufaſſen, hängt es ausſchließlich ab, ob dieſe Welt, die uns umgiebt, reich oder armſelig ſein wird. Glauben Sie daher wirklich, daß es ein ſo großes Un-

glück ist, diese Welt nur durch Empfindungen kennen zu lernen und nur mit dem Herzen zu verstehen?"

„Ich bin beschämt", sagte das Mädchen, „vergeben Sie —"

„Im Gegentheil", rief Tytus, „ich muß Ihnen von ganzem Herzen danken; das Lied, das Sie vorhin sangen, Ihre wunderbare Stimme, haben mich so namenlos glücklich gemacht. Man hat Sie gewiß schon oft genug gelobt, bewundert, aber so tief wie mich hat Ihr Gesang gewiß noch Niemanden berührt. Ich weiß, daß es jetzt Nacht ist, aber als Ihre Stimme erklang, da war es mir, als ginge die Sonne auf."

„Sie sind zu gütig."

„Für mich giebt es ebensogut Tag und Nacht und den Wechsel der Jahreszeiten wie für Sie," fuhr der Blinde fort, „nur sind es andere Erscheinungen, in denen sich mir die Phänomene der Natur darstellen. Ich höre den Tag heraufziehen, wenn alle Vögel ihre kleinen Stimmen erheben, wenn die Lerchen jubeln, der Ruf des Hahns durch den verworrenen Lärm der Ferne schmettert, die Glocken hell erklingen, und der Tag nimmt Abschied von mir in wunderbaren Tönen, wenn alle Wälder zu rauschen beginnen und in der Stille, die sich langsam ausbreitet, die Wasser immer kräftiger brausen und rieseln, Tausende von Grillen zirpen, die Wachtel

schlägt, die Amsel pfeift und endlich der Gesang der Nachtigall ertönt. Ich spüre den Frühling in der duftenden Luft, wie ich den Frost des Winters fühle, ich weiß, wenn der Kukuk ruft, daß die Blumen blühen und die Schmetterlinge sie umflattern, und ich weiß, wenn ich an dem großen Ofen sitze der eine angenehme Wärme ausstrahlt, in dem es abwechselnd prasselt und kracht und singt und wimmert, und wenn die Katze sich auf meinem Schooße schlafen legt und schnurrt, während ich ihren dichten Pelz streichle, daß jetzt der Schnee Städte, Dörfer und Länder einhüllt in das Sterbekleid des Winters."

„Und die Menschen?" fragte das Mädchen, von einer Neugierde erfaßt, die zur Hälfte Mitgefühl und Rührung war, „unterscheiden Sie diese auch, ihr Aeußeres, ihr Wesen, und in welcher Weise?" Sie ließ sich neben ihm auf dem Grase nieder.

„Ich lerne sie durch die Berührung kennen, durch ihre Stimme und andere Töne, welche von ihnen unzertrennlich sind und vielleicht besser ihr Wesen verrathen als es bei ihrem Aeußeren der Fall ist," sagte Tytus, ich höre so oft, daß Dieser und Jener durch das Gesicht eines Menschen getäuscht worden ist, ich bin durch mein Ohr und mein Gefühl noch nie getäuscht worden. Ein Mensch, dessen Hand mir unangenehme Empfindungen

hervorruft, besitzt stets auch ein Wesen, das mich früher oder später abstößt. Ich sehe gleichsam mit der Hand, und fühle mit meinem Ohr. Ich brauche nur den Schritt eines Menschen zu hören, die Art wie er sich räuspert, spuckt, und ich kenne nicht nur seinen Charakter, ich kenne auch schon den Grad seiner Bildung. Vor allem aber ist es die Stimme, in der ich lese, wie Sehende im Auge zu lesen suchen, ich höre die Seele in der Menschenstimme; es ist so, glauben Sie mir, ich spreche nur die Wahrheit."

Das Mädchen schwieg eine Weile. „Was halten Sie also von mir?" sagte sie dann plötzlich mit einem muthigen Entschlusse.

„Sie sind sehr gut, aber nicht glücklich.

Die Sängerin erzitterte. „Ich weiß nicht, ob ich gut bin", murmelte sie, „aber Sie haben errathen, daß ich nicht glücklich bin", jedoch es ist spät. Erlauben Sie, daß ich Sie zu Hause führe."

„O ich kenne den Weg", erwiderte Tytus, „und ich gehe ihn bei Nacht sicherer als die Sehenden, aber es macht mich glücklich, wenn Sie mich begleiten." Sie standen auf und sie legte seinen Arm sanft auf den ihren, dann schritten sie dem Edelhofe zu, der höchstens fünfhundert Schritte entfernt war. Auf halbem Wege blieb Tytus stehen. „Ach! was haben Sie für liebe gute Hände", sprach er, „so weich, so warm."

„Sie schmeicheln", erwiderte die Sängerin.

„Und aus Ihren Locken strömt ein Duft —". Tytus brach in der Mitte ab. „Singen Sie mir noch einmal das Lied", sagte er dann, „ich will niederknieen und Sie bitten."

„Nein, nein", rief sie, „ich werde singen, auf dem Rückwege."

Er nickte zustimmend. Unweit des Edelhofes nahmen sie Abschied von einander, sie reichte ihm die Hand, die er feurig küßte, und schritt dann zwischen den Pappeln davon. Er blieb stehen, hörte eine Weile den Sand unter ihren Füßen knirschen, und dann mit einem Male ihre Stimme, die wie ein Wunder der Stille der Nacht entstieg. Santa Lucia! tönte es lange noch aus weiter Ferne zu ihm herüber. Als die letzten Töne in der linden Luft verschwebten, trat er in das Haus, wurde von dem alten Jagdhund wedelnd begrüßt, trat in das Speisezimmer und fand seine Mutter, der er die Hand küßte. Sie aßen zusammen; dann setzte er sich an das Clavier und versuchte das Lied zu spielen.

Seit diesem Abend begleitete ihn die Stimme des Mädchens wie einen Anderen ein schönes Gesicht begleitet, in Traum und Wachen, auf allen seinen Wegen. Er hörte sie früh mit den Lerchen den Morgen ankünden, sie schwebte um ihn im Rauschen des Waldes und auf

den ſanften Wogen des Getreides, und Nachts, wenn er erwachte und ringsum heilige Ruhe herrſchte. Er wurde ſtille, träumeriſch, ſchwermüthig.

„Was haſt Du?“ fragte ihn endlich ſeine Mutter.

„Ich glaube, ich habe mich verliebt“, gab er zur Antwort.

„In ein Mädchen?“

„Nein, in eine Stimme.“

* * *

So zurückgezogen Frau Skalkowſka mit ihrem blinden Sohne lebte, konnte ſie es doch nicht vermeiden, manchmal Beſuche zu empfangen und zu den Nachbarn zu fahren. Es geſchah dies dann mit einer gewiſſen Feierlichkeit. Feierlich wurden die dicken Pferde vor die große Kutſche geſpannt, feierlich ſtieg der alte Kutſcher auf den Bock, und feierlich zog Frau Skalkowſka ihr violettes Seidenkleid an, um an der Seite ihres geliebten Sohnes auf den Polſtern, welche den Eindruck machten, vollkommen neu zu ſein, Platz zu nehmen. In dieſer feierlichen Weiſe kamen die Skalkowskis an einem heißen Sommernachmittag, nachdem alle Verſuche des alten Kutſchers, ein kleines weißes Wölkchen, ſo unſchuldig wie ein Lamm, zu einem Gewitter aufzubauſchen, mißglückt waren, nach Babin zu der Familie Waſowitſch

und wurden ganz so feierlich, wie es sich für sie ziemte, empfangen.

Man führte die seltenen Gäste in das Empfangszimmer, wo bereits ein heiterer Kreis versammelt war, der sich mit Musik und Gesang die Zeit vertrieb. Nach den ceremoniellen Begrüßungen entstand eine kleine Pause.

Eine junge Dame ging durch das Zimmer auf das Clavier zu, von ihrem Waschkleide sanft umrauscht. Tytus horchte, näherte sich ihr dann rasch und rief: Santa Lucia.

Niemand begriff den Zusammenhang außer seiner Mutter.

Das arme Mädchen war nicht wenig verlegen. „Ja, ich bin es", sagte sie, „aber ich will singen, wenn Sie erlauben." Sie setzte sich an das Piano und begann ein Lied von Schubert. Man überschüttete sie mit Beifall. Sie sang wieder und erregte das gleiche Entzücken. Nur Tytus saß regungslos auf einem Stuhl, der versteckt in der Ecke stand. Später setzte sich eine junge kokette Frau an das Instrument und sang französische Chansons. Während Alle um sie beschäftigt waren, näherte sich Frau Skalkowska der Sängerin, welche ihr Sohn Santa Lucia genannt hatte.

„Mit wem habe ich das Vergnügen?" begann die würdige alte Edelfrau.

„Ich bin ein armes Mädchen, das Frau Tscherwinska in ihrer Güte erziehen und im Gesange ausbilden ließ", antwortete die Sängerin; „mein Name ist Eudoxia."

„Mein Sohn ist förmlich verzaubert durch Ihre Stimme", fuhr die alte Dame fort. „Ach! wenn er nur öfter Gelegenheit hätte, Sie zu hören, es wäre eine wahre Wohlthat für ihn."

„Wenn Sie befehlen, werde ich kommen", sagte Eudoxia rasch.

„Ja, kommen Sie, recht oft, so oft Sie nur können."

„Ich werde schon morgen kommen und dann jeden Tag."

„O! thue das, meine liebe gute Seele." Die alte Dame küßte das Mädchen auf die Stirne.

Tytus regte sich nicht.

„Was haben Sie", fragte ihn Eudoxia, indem sie unweit von ihm Platz nahm, „habe ich heute schlecht gesungen?"

„Sie haben gesungen wie ein Engel", sagte er, „aber da ist ein Mensch, der eine Stimme hat, wie ein Charfreitagsklepper, ich bin überzeugt, daß er Beine hat wie ein Storch und sich für verständiger hält als Napoleon, Franklin und Schopenhauer zusammengenommen."

Eudoxia lachte laut auf. „Sie haben recht, das ist

in der That ein unleidlicher Mensch und das Unleidlichste an ihm ist, daß ich ihn heirathen soll." —

Den nächsten Tag kam Eudoxia zu den Skalkowskis. „Welche Ueberaschung, welche Freude!" rief die alte Frau, küßte die Sängerin und eilte dann in die Küche um alles Nöthige für die Bewirthung des lieben Gastes anzuordnen und sie blieb ziemlich lange aus, denn in Galizien giebt es auch wahrhaft homerische Sitten und Mahlzeiten. Frau Skalkowska fand es übrigens gar nicht unpassend, die jungen Leute so lange allein zu lassen, denn, dachte sie, ein Blinder und ein garstiges Mädchen, da ist doch gar keine Gefahr.

Eudoxia setzte sich an das Piano und sang die Nachtigall von Ulibieff. Während sie dann ein wenig phantasirte, beugte sich Tytus über das Instrument zu ihr herüber.

„Wie kam Frau Tscherwinska auf den glücklichen Gedanken, Ihre Stimme ausbilden zu lassen?" fragte er.

„Ich bin eine Waise", sagte Eudoxia, „meine Eltern waren bei ihr im Dienste, sie nahm sich meiner gnädig an, ließ mich mit ihren Kindern unterrichten und da ich eine gute Stimme hatte, sendete sie mich später nach Wien, um mich für die Bühne ausbilden zu lassen."

„Und Sie wollen zum Theater?" fragte Tytus fast erschrocken.

„Ich habe bereits an mehreren Bühnen gesungen“ sagte Eudoxia, „aber ich hatte kein Glück.“

„Wie ist das möglich?“

„Ich bin zu häßlich.“

„Sie?“

„Ja, ich, mein gütiger Freund, und so nahm mich Frau Tscherwinska zurück in ihr Haus und jetzt —“

„Jetzt will sie Sie verheirathen.“

„Ja.“

„Die Nachtigall mit dem Storch.“

Eudoxia lachte, auch ihr Lachen war wunderbare Musik.

„Wie können Sie lachen?

„Weil er mich ohnehin nicht nehmen wird, er hält sich ja für einen Adonis und ich bin häßlich und noch dazu arm.“

„Sie sind nicht häßlich!“ rief Tytus aus, „wie können Sie häßlich sein. Ihre Stimme ist so schön, so wunderbar schön, und ihr Gang, ihre Hände —“; er hatte unbewußt dieselben ergriffen, jetzt warf er sich plötzlich vor ihr auf die Kniee nieder und begann ihre Hände mit Küssen zu bedecken.

„Ich werde sterben, wenn Sie einen Anderen heirathen“, murmelte er und begann zu schluchzen. Sie verlor alle Fassung, als sie diese schönen blinden Augen

weinen sah, sie nahm ihn beim Kopf und küßte ihn. „Um Gotteswillen, Sie zerreißen mein Herz", schrie sie auf, „ich liebe Sie ja und ich will Ihnen gehören!"

„Sie wollen meine Frau werden?" fragte Tytus wie erlöst.

„Nein, nein, ich bin ja so arm, so häßlich, aber ich will Sie lieben, nur Sie so lange ich lebe."

Frau Skalkowska trat ein, und ließ fast die Zuckerbüchse fallen, die sie in der Hand hielt. „Ach Mutter!" jubelte Tytus, „sie liebt mich, sie ist mein, segne uns, ich bin so glücklich, so glücklich."

Frau Skalkowska segnete sie also, aber feierlich, wie es sich ziemte, und dieser so feierliche und gut gemeinte mütterliche Segen verfehlte seine Wirkung nicht.

Die Sängerin Eudoxia ist jetzt Frau Skalkowska, die arme Waise regiert den Edelhof mit Würde und Weisheit. Sie lebt nur mit ihrem Manne und lebt nur für ihn. Wozu sollte sie auch für Jene leben, für die sie einst ein häßliches Mädchen war und jetzt eine häßliche Frau ist. Für ihn ist sie nicht nur das beste, sondern auch das schönste Weib, das Gott erschaffen hat, um einem Manne sein Haus zum Paradiese zu machen; und kann es etwas Schöneres geben, als eine liebende Frau, welche sich von ihrem Manne angebetet weiß?

Tytus ist glücklich, wenn er, auf ihren vollen Arm

gestützt, während ringsum die Wachteln schlagen, durch die reifenden Felder gehen, oder mit ihr im blühenden Garten dem lauen Winde, der durch die Wipfel streicht, dem Plätschern des Springbrunnens, dem Gesang der Nachtigall lauschen kann. Er ist auch glücklich, wenn das Feuer in dem großen Ofen prasselt, die Katze knurrend um sein Knie streicht, der alte Jagdhund seufzend zu seinen Füßen träumt; dann sitzt Eudoxia neben ihm auf dem Divan von gemustertem Stoff, ihre gute warme Hand ruht in der seinen und seine beseelten Finger streichen durch den üppigen Wust ihres Haares und über das weiche Pelzwerk ihrer Kazabaika, oder sie öffnet das Clavier, ihre Finger scheinen auf den Tasten zu träumen und endlich ertönt ihre Stimme, diese herrliche, süße, wunderbare Stimme. Dann ist es, als steige ihre reine Seele, vom Körper befreit, in den Himmel und trage die seine mit empor auf weißen schimmernden Flügeln.

Lieutenant Holofernes

oder:

Der moraliſche Effekt.

Ich liebe das Landleben; nicht allein, weil ich den Umgang mit der Natur jedem andern vorziehe, sondern auch, weil es da so viel originelle Menschen giebt. In den Städten da werden die Leute gleichmäßig zugehackt, wie das Holz nach der Klafter, oder sie bekommen mindestens einen Stempel, den sie mit vielen Anderen gemein haben. Dieser mit der Zeit ermüdende, unsere Ungeduld reizende Stempel mag Stand, Beruf, Partei oder sonst wie heißen. Da wird die Individualität selten und wird geschätzt wie etwa ein Diamant, während man auf dem Lande bei jedem Schritte auf Originale stößt, wie auf Kieselsteine.

Hier ist noch Jeder ein Mensch für sich, er hat seine Fehler und Thorheiten und hat seine Tugenden, deren Eigenthum ihm Niemand bestreiten kann, nicht die Laster oder Vorzüge einer ganzen Kaste.

So ein origineller Mensch in meiner Nähe ist der pensionirte Lieutenant, oder wie er zu sagen pflegt, wenn

er von sich selbst spricht: der Herr „Leudnand" Holofernes. Wie er zu dem Namen des grimmigen, biblischen Heiden kam, weiß Niemand in der Gegend und es hat sich auch nie Jemand außer mir darum bekümmert. Genug, es kam einmal, nicht lange nachdem er sich bei uns niedergelassen hatte, ein Offizier seines ehemaligen Regiments mit einem Transport durch und schrie bei seinem unverhofften Anblick begeistert auf: „Das ist ja der leibhaftige Holofernes!" Seitdem nannten ihn Alle so, sogar die Bauern, und zwar ohne jeden Beigeschmack von Spott, in der Gewißheit, seinen wirklichen Namen auszusprechen.

Dieser brave Held hat so viele gute Eigenschaften, die alle spezifisch holofernisch scheinen, daß ich in Verlegenheit käme, wenn ich sie alle aufzählen sollte. Eine der besten ist unstreitig, daß er sich seiner schlichten Abkunft in keiner Weise schämt, die falsche Scham und den Hochmuth der Parvenus nicht kennt und Jedem, den er das erstemal sieht und spricht, ohne Umschweife mittheilt, daß er der Sohn eines ehrlichen Bauers ist und daß seine schmucklose Wiege in derselben, einem Blockhaus der amerikanischen Prairie auf ein Haar gleichsehenden Hütte stand, welche er jetzt nach dem Tode seiner Eltern bewohnt.

Er hat vierzig Jahre dem Kaiser gedient und

während dieſer Zeit faſt immer die Muskete getragen. Erſt beim Regimente hat er Leſen und Schreiben gelernt und dann, ſoweit es der Dienſt erlaubte, auf Wachſtuben und Kaſernenbänken zahlloſe Bücher aus allen Fächern verſchlungen und ſich aus dieſem Wuſt ſeine eigenthümlichen hiſtoriſchen, politiſchen und äſthetiſchen Anſchauungen, ſowie ſeine ſpezifiſch holoferniſche Philoſophie gebildet, deren Hauptkern eine oft an edle Wilde mahnende, aber ſtets geſunde Moral bildet, denn „Alles kommt auf den moraliſchen Effekt an", wie ſeine Lieblingsphraſe lautet, es iſt die einzige, die er gebraucht, und auch dieſe iſt ganz und gar ſein eigen. Was er darunter verſteht, iſt mir nie ganz klar geworden, aber es beſteht für mich kein Zweifel darüber, daß ſie wenigſtens ebenſo umfaſſend und vielſagend iſt, wie das „Allah iſt groß" oder „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt" oder ſonſt eine Sentenz.

Lieutenant Holofernes iſt weithin berühmt durch ſeine an Strenge grenzende Ordnungsliebe und Reinlichkeit; wenn ich ſage Strenge, ſo meine ich damit eine doppelte, zuerſt Strenge gegen ſich ſelbſt und die Grauſamkeit gegen Andere. Er iſt im Stande, eine Stunde lang in ſeiner Stube Jagd auf eine Fliege zu machen aus Furcht, ſie könnte ihm eines ſeiner Bilder an der Wand, meiſt Schlachtenſzenen mit ſehr wenig Schlacht und erſchrecklich viel Pulverdampf, oder ſeine Bücher,

die er selbst einbindet, oder sonst was beklecksen, und man erzählt von ihm, daß er einen jungen Grafen, welcher die Untugend hat, mit beschmutzten Stiefeln in das Zimmer zu kommen, mit vorgehaltener Pistole zwang, das deutsche Fürstenthum, das er an seinen Sohlen mitgebracht hatte, hocheigenhändig mit dem Birkenbesen wieder hinauszukehren.

Ich weiß nicht, wo er Gelegenheit gehabt hat, sich alle nur denkbaren mechanischen Geschicklichkeiten zu erwerben, oder ist es das Genie der Hand, das er besitzt, genug, es gibt nichts in der Welt, was mein Lieutenant sich nicht selbst machen würde, Stiefel, Bilderrahmen, Kleider, Tische, Stühle, Töpfe und hundert andere Dinge. Unter seinen Leidenschaften ist die nobelste unstreitig jene für Uhren, denn er theilt sie mit dem großen Kaiser Karl V., „dem Pilgrim von St. Just."

Nicht allein daß er jederzeit mehrere Taschen-Uhren über seinem spartanischen Bette und einige Schwarzwälder zu beiden Seiten der Eingangsthür hängen hat, welche er in gleichem Gange zu erhalten sucht, so kann er auch kein Zimmer betreten, ohne sich nach der Uhr umzusehen. Dann blickt er dieselbe recht sehnsüchtig aus der Ferne an, schleicht einige Zeit nervös erregt um sie herum und nimmt sie endlich in einem unbewachten Augenblick herab, um sie blitzschnell zu zerlegen. Nun kommt nichts seinem

Glücke gleich. Goethe hat bei der Abfassung des „Faust“ gewiß keine größere Befriedigung empfunden, als er bei der Zusammenstellung einer Uhr.

Außer Uhren und Büchern, welche letztere ein selbstverfertigtes Gestell aus duftendem Tannenholz füllen, liebt er besonders Thiere.

Alles was da kriecht und fliegt, ist seiner Theilnahme gewiß. Wenn man ihm zur schönen Jahreszeit begegnet, kann man gewiß sein, daß er in seinen Taschen Heuschrecken, Grillen oder Eidechsen verbirgt, daß irgend eine harmlose Schlange plötzlich aus seinem Aermel hervorzüngelt und er seinen Hut nicht abnehmen kann, weil er außer seinem Kopfe noch irgend ein Vogelnest bedeckt. Er dressirt Hunde und Pferde, richtet Staare und Raben, und in Ermanglung derselben auch Elstern zum Sprechen ab, lehrt Finken und Kanarienvögel in Reih' und Glied exerziren, sowie kleine messingene Kanonen abfeuern; wobei seine Kunst, wie er behauptet, vorzüglich in dem „moralischen Effekt“ besteht, den er auf die Thiere hervorzubringen versteht.

Kommt man in seine Stube, so giebt es denn auch einen Wirrwar von Tönen und Stimmen, wie nur etwa seinerzeit in Noah's Arche, besonders wenn eben eine Stunde eintritt, dann rasselt und schlägt es und fünf hölzerne Vögel springen aus ihren Gehäusen und rufen

ihr Kukuk — Kukuk! und mit dem Tik-Tak der Uhren mischt sich der Schlag der Finken, das wüthende Schmettern der Kanarienvögel, das Quieken von Mäusen und das Zirpen des Heimchens. Käfer summen, ein Rothkehlchen fliegt aus einer Ecke in die andere, eine viel kleinere Grasmücke schreit um Futter, ein halbes Dutzend Hunde bellen, ein junger Fuchs greint gleich einem weinerlichen Säugling, und der Staar schreit sein „Habtacht" in die elegische Klage der Elster: „Meine Ruh ist hin, mein Herz ist schwer", während ein großer Rabe mysteriös in sich zusammengeduckt, mit heiserer geisterhafter Stimme verkündet: „Nachts um die zwölfte Stunde, verläßt der Tambour sein Grab." Mitten in dem Tumult steht aber Lieutenant Holofernes bei seiner Hobelbank, auf der Schulter eine Turteltaube und um den Hals eine Schlange gleich einer Kravate, während ein Eichhörnchen zornig an ihm emporschießt.

So tapfer und todesverachtend unser braver Freund als Soldat für seine Person war, so weichherzig ist er was Thiere betrifft.

Nicht etwa, daß er seine Freunde, wenn sie der Tod ereilt, in seinem Gärtchen anständig beerdigt und ihre kleinen Gräber mit Blumen bepflanzt, ist so merkwürdig, aber er kann um einen wildfremden Hund, den er überfahren sieht, Thränen vergießen.

Obwohl er weder ſchön, noch in jenem Alter iſt, wo bekanntlich auch der Teufel ſeine Reize hatte, zeigt Holofernes doch bei jeder Gelegenheit ein enormes Faible für das weibliche Geſchlecht, und ſei es daß ſeine Galanterie ſie rührte, ſei es daß die ſcharfen Frauenaugen leichter als andere das brave, gute, muthige und reine Soldatenherz, das in ſeiner Bruſt ſchlägt, durch ſeine blumige Weſte und ſein grobes Hemd hindurch entdecken, er ſteht bei ihnen in Gunſt wie wenig junge Leute. Er mag ſeine ſechzig Jahre auf dem Buckel haben oder mehr, aber mit Hilfe einer ſelbſtbereiteten Pomade und ungariſcher Schnurrbartwichſe konſervirt man den „moraliſchen Effekt", auf den, nach ſeiner Anſicht, bei den Weibern Alles ankommt.

Ich habe bereits geſtanden, daß unſer Freund nicht ſchön iſt. Er mißt volle 6 Fuß, bis 1849 war er Grenadier, wie alle großen Leute geht er etwas gebückt und ſchlottert ein wenig mit den Knieen. Mit ſeinen langen mageren Beinen und Armen, ſeinem endloſen dünnen Hals, ſeinen großen abſtehenden durchſichtigen Ohren und ſeinem ewigen nervöſen Zittern macht er ganz den Eindruck eines Sommer und Winter frierenden Windhundes.

Seine große Haken-Naſe ſcheint aus Papier ausgeſchnitten, ſo wenig en face hat ſie auf Koſten ihres

impoſanten Profils. Jedesmal wenn er ſie kräftig mit ſeinem gelben Sacktuch ſcheuert, fühle ich eine gewiſſe Furcht, daß er ſie vorwitzig zerſtört. Aber was er für Augen hat! Große ſchöne blaue Augen, ſo naiv wie Kinderaugen und ſanft und verſchämt wie die einer griechiſchen Pfarrerstochter. Mit dieſen Augen mag er es in früheren Tagen den Töchtern Eva's angethan haben.

Er hat viel zu lange die Muskete getragen, der gute penſionirte Held, um nicht von ſeiner Charge einen höllenmäßigen Reſpekt zu haben, er iſt ſo eingeſchoſſen in das „Herr Leubnand" und der Offizier erſcheint ihm an ſeiner Perſon ſo ſehr als ein Weſen für ſich und zwar ein viel höheres, beſſeres und achtbareres Weſen, daß er, ſo bald er dieſes Weſen berührt, nie anders von ſich ſpricht, als von dem „Herrn Leubnand".

„Welchen Sinn legen Sie in dieſes „Herr"?" fragte ihn einmal ein vorlauter preußiſcher Oekonom.

Holofernes blickte ihn lange mitleidig an, dann ſprach er: „Mein Freund, der Sinn liegt im Leubnand."

„Und im „Herr"?" fragte das unerſchütterliche Kind der Mark.

„Im „Herr" ", gab Holofernes zur Antwort, „da liegt der „moraliſche Effekt." "

Dieſes höhere militäriſche Weſen gab auch ſeiner Galanterie die eigentliche Farbe, denn galant war er

trotz einem Franzosen, galant im edelsten Sinne des Wortes. Für ihn galt in dieser Richtung kein Stand, keine Religion, kein Alter, ja nicht einmal körperliche Schönheit. Wenn eine häßliche schmutzige Kuhmagd sich fürchtete, an einem paar junger wilder Pferde vorüberzugehn, gab er ihr den Arm und geleitete sie ebensogut vorbei, als er sich jeden Sonntag in der Kirche beeilt, der alten Gräfin B. das Weihwasser zu reichen, oder der hübschen schwarzen Jüdin, der Tochter des Branntweinpächters, am Schabbes-Abend regelmäßig ein Bouquet bringt.

Man behauptet, er versammle jeden Sonntag Nachmittags die Bauern in seiner Stube um eine große Flasche Slivovitz und halte ihnen Vorlesungen über Anstand und schärfe ihnen vor Allem Artigkeit gegen das schwache Geschlecht ein. Beiläufig so:

„Nun, Nikolaus, wenn Du in ein Zimmer hereintrittst, in dem sich eine Frau befindet, sei sie alt oder jung, vornehm oder niedrig, schön oder garstig, was wirst Du thun?"

Nikolaus macht ein dummes Gesicht.

„Du wirst zuerst an der Thüre stehen bleiben und Dich verbeugen, dann vernehmlich Deinen Gruß sagen, etwa: Guten Tag, meine Gnädige! oder: Grüß Dich Gott, meine Liebe! wenn es z. B. Deine Frau ist, und dann artig zu ihr treten und ihr die Hand küssen, oder

die Stirne, wenn es Dein Weib ist. Versuch' es einmal und geh' aus der Stube und denke Dir, ich sei Deine Frau, also."

Nikolaus geht hinaus und kommt dann wieder herein, den Hut auf dem Haupte und die Pfeife im Munde.

„Aber Du Guter", beginnt Holofernes sanft, „wie oft habe ich Dir gesagt, daß man zuerst die Pfeife einsteckt, dann anklopft und endlich den Hut abzieht, ehe man in eine Stube eintritt. Geh' noch einmal hinaus."

Nikolaus gehorcht und klopft an.

„Herein!"

Er tritt ein. Diesmal hat er die Pfeife im Stiefel und den Hut unter dem Arm.

„Nun?"

Der Bauer feuert mit dem linken Fuße nach hinten aus wie ein Pferd und beginnt: „Guten Morgen, Herr Leubnand!"

„Aber bedenke doch — ich stelle Deine Frau vor."

„Guten Morgen, meine Liebe!" stammelt der Bauer.

„Grüß Dich Gott, mein lieber Nikolaus! Du befindest Dich doch wohl?"

„Ja — freilich — es ist — heiß ist es draußen."

Holofernes winkt ihm mit den Augen, mit der Hand, spitzt die Lippen, es nützt nichts. „Nun so küsse doch, verdammter Flegel!" schreit er endlich auf. „Komm' doch

zu mir, mein Theurer", fügt er dann ſchmeichelnd in der Fiſtel hinzu. Die Bauern ſtaunen, Nikolaus räuſpert ſich. „Wie Sie befehlen — Herr — ja — ja — mein ſüßes Täubchen." Spitzt den Mund und küßt den alten Lieutenant auf die Stirn.

So beiläufig lehrt Holofernes ſeinen braven Bauern Lebensart.

Nämlich in der Theorie.

Aber er verfällt nicht in den Fehler ſo vieler Weiſen und Weltverbeſſerer, welche nur nach ihren Worten beurtheilt ſein wollen. In der Praxis ſteht er ſelbſt jederzeit als leuchtendes Beiſpiel da. Wenn die ſchöne Baroneſſe Valeska zu Pferd ſteigt, iſt er gewiß der Erſte da, ihr die flache Hand zu bieten und den jungen Herren bleibt nichts weiter zu thun, als ärgerlich an ihren Schnurrbärten zu zupfen; wenn die rothbackige Katharina beim Ziehbrunnen Waſſer ſchöpft, iſt ohne Zweifel jedesmal mein Lieutenant da, ihr die Kannen aufzuheben, und der lange Peter, der immer zu ſpät kommt, bläſt dann grimmig in ſeine Pfeife.

Unſer Held hat zu einer Zeit gedient, wo die Korporale noch einen Stock am Säbel trugen als Zeichen ihrer Würde, und zwar nicht blos als unnützen Zierrath. Dieſer Eindruck iſt ihm geblieben und beherrſcht ihn vollkommen, ſobald ein weibliches Weſen ſein Herz nur im Mindeſten berührt.

Er taxirt die Schönheit der Frauen nach Stockprügeln und diese sind für ihn ein wenigstens ebenso sicherer und bequemer Maßstab, wie das neue Metermaß. Wo ein Anderer ausruft: Welch ein Weib! Ich wäre im Stande für sie mein Leben hinzugeben, oder — was eigentlich noch mehr sagen will — ich wäre fähig, sie auf der Stelle zu heirathen — drückt er seine Schwärmerei viel plastischer durch die Zahl der Prügel aus, die er sich ihretwegen geben ließe.

Sein Wohlgefallen für die kleine Jüdin schlägt er auf fünf Stockprügel an, die Bewunderung für die blonde Försterfrau reißt ihn bereits zu zehn hin.

Als er aber Baronesse Valeska das erstemal sah, drehte er seinen Schnurrbart und schwor: „Für jede Schäferstunde mit ihr ließe ich mir auf der Stelle hundert Stockprügel geben, so wahr ich der Herr Leubnand —" u. s. w.

Aber sie vermag auch boshaft zu sein, die gute Holofernesseele.

Ich weiß nicht wann, wo und wie ihn das alte Fräulein v. Seiglier beleidigt hat, eine Dame von fünfunddreißig Jahren, die noch immer dekolletirt Bälle besucht und Ansprüche macht Schnellpolka zu tanzen, genug, er trat einmal auf sie zu und versicherte, sie sei heute noch die beste Tänzerin und habe bei den italienischen

Damen immer als ſolche gegolten; der Marſchall Radetzky, der mit ihr als Kadet getanzt habe, ſei auch dieſer Anſicht geweſen.

Eines Tages, als wir zuſammen die Rübenfelder nach Rebhühnern durchſtreiften, wendete er ſich plötzlich zu mir und ſagte: „Bitte, ich heiße nicht Holofernes, ſondern Birkewitz.“

Ich ſah ihn erſtaunt an.

„Sie wundern ſich gewiß, daß ich ſonſt gegen den andern Namen nicht proteſtirt, aber da er keinen ſchlechten moraliſchen Effekt macht —“; der Reſt war ein bedeutſames Achſelzucken.

„Aber wie kommen Sie zu dem Namen?“

„Hm! eine kurioſe Geſchichte; er lächelte wie Einer, der ein angenehmes Geheimniß zu bewahren hat.

„Und erlauben Sie, da ich einmal im Fragen bin, was verſtehen Sie eigentlich unter dem moraliſchen Effekt?“

Holofernes zog die Stirne in die Höhe und erhob die Hände flach von ſich, wie ein Muſelmann, wenn er ſchwört. „Das iſt nicht ſo leicht zu erklären“, ſagte er, „Definition war nie meine ſtarke Seite. Will Ihnen einige Beiſpiele geben. Etwa, ich war Korporal bei dem Regiment Mazucheli und marſchirte unter Schlick durch den Paß von Dukla in den ungariſchen Krieg. Kam zur Schlacht bei Kaſchau. Hatten meiſt Rekruten. Schlug

eine Kanonenkugel in mein Bataillon, riß fünf Mann nieder — sehen Sie, das war ein moralischer Effekt und das ganze Bataillon lief hinter eine große Scheune. Kam der Oberst Podchaizski, sprach das Bataillon an, zog den Säbel und führte es vor, und das war ein guter moralischer Effekt. Nach der Schlacht sagte ein alter napoleonischer Offizier, der von uns gefangen wurde, er habe vielen Puissancen gedient und viele Bataillen mitgemacht, aber niemals gesehen, daß eine Truppe so ruhig, Gewehr im Arm, gegen eine Batterie angerückt sei, wie unser Bataillon. Verstehen Sie?" .

Oder auch so. Ich komme zu einem Regiment nach Italien, gerade nach der Schlacht bei Novara. Wir standen in Feindesland und wenn auch schon so gut wie Frieden war, mußte doch Alles beobachtet werden, wie im Kriege. Es gab viele Spione und die Bewohner waren zu allem fähig. Habe die Wache auf einem kleinen Vorwerk, führe meinen Mann zur Ablösung um 10 Uhr Nachts auf die Schanze. War ein Rekrut. Schärfte ihm ein, wenn was Verdächtiges naht, dreimal „Halt; Wer da!" zu rufen und wenn die verdächtige Person dann nicht stehen bleibe, zu schießen.

Gut. Es vergeht eine halbe Stunde. Kommt mein Rekrut gelaufen.

„Heidensohn, wie kannst Du die Wache verlassen?"

„Herr Korporal, es ist einer da, der kommt langsam den Abhang herauf."

„Hast Du ihn angerufen?" frage ich, nimm mein Gewehr und folge dem Manne.

„Dreimal, zu Befehl."

„Warum hast Du nicht geschossen?"

„Weil er jedesmal, wenn ich gerufen oder das Gewehr angeschlagen habe, im Gras verschwunden ist."

Richtig. Da sind wir und da ist eine dunkle Gestalt, die langsam und stille im Grase herauf schleicht, sich abwechselnd niederduckt und wieder aufrichtet.

„Wer da?" rufe ich.

Keine Antwort, aber die Gestalt taucht im Grase unter.

„Wer da?"

Jetzt richtet sie sich auf, aber schweigt.

„Wer da?"

Wieder taucht die verdächtige Figur unter. Es könnte ein „Gspion" sein, murmelt der Rekrut. Ich schlage an und wie sie sich wieder blicken läßt, schieße ich, die verdächtige Gestalt stürzt im Feuer.

Es gibt einen ordentlichen Knall, ein Echo, meine Leute kommen und eilen hinab, den Todten zu suchen. Nun — wen glauben Sie, daß ich erschossen habe?"

„Am Ende Ihren Kommandanten, der Sie auf die Probe stellen wollte?"

„Nein, mein Freund, den Esel unseres Marketenders hatte ich erschossen, der auf dem Abhang ruhig sein Gras brach.

— Sehen Sie, das war ein sehr schlechter moralischer Effekt. Ich wurde von Allen geneckt, sogar von den Vorgesetzten, und bat um meine Transferirung.

Eigentlich war dieser Esel mein Glück. Ich kam nach Mailand, kam als Ordonnanz zum alten Radetzky, er sah mich, sah da einen alten Soldaten, fragte mich allerhand und ich wurde vorgemerkt zum Offizier, dauerte noch bis 1858, ehe ich es wurde, aber endlich bin ich jetzt doch der Herr Leudnand Birkwitz.

Also damals vor dem Krieg, z. B. 1859, gab es Attentate auf Soldaten und Offiziere in Italien. Wurde uns verboten, allein zu gehen, besonders in der Dunkelheit. Ich aber — nun, es ist nicht ungalant, wenn ich davon spreche, ohne Namen zu nennen natürlich — hatte Ihnen so eine Amour mit einer Italienerin. Ein Weib" — er schnalzte mit der Zunge — „ein Weib, um sich auf der Stelle auf die Bank zu legen und fünfundzwanzig geben zu lassen. Nun gut, ich war Ihnen manchen Abend bei ihr, kam durch den Garten, wenn auch der Mann zu Hause war.

Aber Vorschriften sind Vorschriften. Ging also nur hin, wenn mein Regiment Dienst hatte, sagte dem Korporal, wenn er vorbeikommt mit der Patroll, soll er stehen bleiben vor dem Haus. Geschah jedesmal, und ging dann mit der Patroll nach der Kaserne zurück.

Einmal — der Teufel soll ihn holen — führt Ihnen ein frischgebackener Korporal die Patroll — ein echter Haidensohn — ein Bauer.

Ich bin also bei meiner Cara, plötzlich rasseln Ihnen die Kolben auf das Pflaster nieder. Der Mann ist zu Hause, springt aus dem Bett, macht das Fenster auf und ruft: Was gibt es?

„Patroll um Leudnand Birkewitz", schreit mein Korporal.

Nun denken Sie sich den moralischen Effekt, wie ich die Treppe herabkomme und der Mann leuchtet mir bis auf die Straße hinaus, und die Köchin und das Stubenmädchen und die Amme und der Fakin, Alle stehen mit Kerzen da, ein reiner Fackelzug.

Natürlich blieb es nicht verschwiegen.

Sogar Exzellenz Graf Gyulay lächelt, wie er mich einmal bei einem Diner sieht.

Und der Italiener, denken Sie, schreibt einen deutschen Brief zum Rasendwerden an meinen Obersten, anonym natürlich. „Eier Signor Conte. Ihres Tenente

was Visite in gewisse Haus nitt aus amore, sonder Signora woll absteken wie Judita il Generale Oloferne."

Nun — war ich und blieb der Leudnand Holofernes für die ganze italienische Armee — verstehen Sie jetzt den moralischen Effekt? — aber — Pst — dort steht mein Black und zieht die Nase an — machen Sie sich fertig."

Der König von Polen.

Auf der Fahrt von Kolomea nach Zaleschtschiki, damals, wo es noch keine Eisenbahn gab, geschah es mir, daß ich in einem Beiwagen der Post eingekerkert wurde. Es half mir wenig, daß mein Gefängniß auf vier Rädern dahinrollte, es war deshalb um nichts menschlicher als jener Käfig, in dem die Kaiserin Katharina II. den Rebellen Purjatschew gleich einem wilden Thier in Rußland umherführen ließ, und wenn es nicht ganz so dumpf wie eine Kasematte war, so besaß es dafür die Eigenthümlichkeit, daß man, bei dem heftigen Kollern über Stock und Stein, unaufhörlich zwischen seinen vier Wänden hin- und herflog.

Unter solchen Umständen erschien es mir fast als eine Erlösung, daß in Horodenka keine Pferde vorhanden waren und ich daher gezwungen war, im Posthause, das zugleich Einkehrhaus, Café und noch manches Andere war, einige Stunden zu warten. Ich bestellte einen Tschaj, streckte mich auf einer schmalen Holzbank aus,

welche mir armem Geräderten wie eine schwellende Ottomane erschien, und hatte die Absicht zu schlafen. Es währte aber nicht lange, so gesellte sich ein Leidensgefährte zu mir.

Ich wurde durch leise Schritte aus meinem Schlummer geschreckt, schwache Geräusche haben bekanntlich die böse Eigenschaft, uns viel eher zu wecken als starke, und vor mir stand plötzlich ein älterer Herr von außerordentlicher Größe, der sich streckte und streckte — er war wie ich in einem Beiwagen gefahren — und auf diese Weise immer länger werdend aus der Erde zu wachsen schien. Es war dies ein Mensch, der Einen an Gespenster glauben machen konnte, denn er war nicht blos entsetzlich lang, sondern auch unanständig mager, ja fast durchsichtig. Wie alle großen Menschen hatte er einen Kopf, der auf seinem Körper wie ein Punkt auf einem i saß, ein kleines, fahles Gesicht, winzige, helle, blinzelnde Augen unter starken, dicken Brauen, schütteres, braunes Haar, à la Fiesco geschoren und einen langen herabhängenden Schnurrbart. Er trug einen schwarzen Schnürrock, an dem ein trikolores Bändchen schimmerte, und eine braune Bunda mit Kapuze, die mit hellblauen Schnüren benäht war.

Er sprach mich ohne weiters an. „Keine Pferde!“ sagte er, die Achseln zuckend, „es heißt also warten. Ich

komme von Czernowitz, Sie wahrſcheinlich von Lemberg. So trifft man ſich in der Welt."

„Mit wem habe ich das Vergnügen?" fragte ich mehr aus Artigkeit als Neugierde.

„Ich bin Macedon Welinski!" Er ſagte dies genau ſo, wie etwa: „Ich bin Bismarck!" Wer in der Welt kennt Macedon Welinski nicht? Man adreſſirt an ihn, wie man ſeinerzeit an den Dichter der Pucelle ſchrieb: à monsieur de Voltaire en Europe. „Sie werden ohne Zweifel von mir gehört haben", fügte er hinzu, „oder ſelbſt geleſen, wenn Sie vielleicht gern Kriegsbeſchreibungen — aber wiſſen Sie, daß wir Regen bekommen?" Er ſetzte ſich und hob ſein rechtes Bein mit beiden Händen auf. „Das iſt mein untrügliches Barometer."

„Sie ſind alſo am Fuße verwundet worden!"

„Am Fuße?" er ſah mich an, nickte vor ſich hin und lächelte; „wo bin ich nicht verwundet worden! Wie Sie mich da ſehen, nicht Ein Glied iſt ganz an mir, mein ganzer Leib iſt nur eine große Wunde."

„Sie waren Soldat?"

„Wie Sie es nehmen", er richtete ſich ſtolz auf; „ich habe niemals der Tyrannei gedient, aber für das Vaterland, für die Freiheit, da iſt mein Blut allerorten gefloſſen. Ich erzähle nicht gern von meinen Leiden"; er ſtopfte haſtig ſeine lange türkiſche Pfeife; „nur ſo

viel — ich habe auch die öſterreichiſchen Kerker kennen gelernt, ſo gut wie Lafayette und Silvio Pelico. Ich war ſchon als Philoſoph*) bei einer Verſchwörung betheiligt. Jugendübermuth, verſtehen Sie! habe es ſchwer gebüßt. Saß fünf Jahre auf dem Spielberg in Ketten, von da rührt meine Wunde am Bein."

„Ich dachte, Sie haben dieſelbe im Kriege erhalten?"

„Allerdings, aber das war viel ſpäter, ganz richtig, eine Kugel in das rechte Bein bei Waitzen, wo, wie Sie wiſſen, die polniſche Legion unter Wyſocki die Brücke über die Donau erſtürmte und der öſterreichiſche General Götz fiel. Ich ſah ihn noch vom Pferde ſtürzen, dann trug man auch mich fort."

„War dies die erſte Schlacht, in der Sie kämpften?"

„Ich weiß nicht, was Sie eine Schlacht zu nennen belieben", erwiderte er, nachdem er ſeine Pfeife angezündet und ſich wie Jupiter bei der ſchönen Jo in eine dichte Wolke gehüllt hatte, „ob für Sie die Zahl der Kämpfenden oder der Gefallenen maßgebend iſt, z. B. im Jahre 1846 bei Glaw, wo ich auch dabei war, kämpften allerdings nur 1800 polniſche Inſurgenten gegen 5000 öſterreichiſche Soldaten und mit denſelben verbündete

*) So hießen die Hörer der beiden, der Prima und Sekunda homogenen, philoſophiſchen Jahrgänge im vormärzlichen Oeſterreich.

galiziſche Bauern; aber wenn Sie in Betracht ziehen, mit welchem Heldenmuthe wir Stand hielten, und welche große Zahl von Todten und Verwundeten wir auf dem Platze ließen, war es doch ſchon eine kleine Schlacht. Ich war damals 26 Jahre als, entfloh nach Preußen, ging ſpäter nach Paris und trat in die Fremdenlegion ein, kämpfte in Algier gegen die Beduinen, zwar nicht für die Freiheit, aber für die Ziviliſation, wurde von Peliſſier eigenhändig mit dem Kreuze der Ehrenlegion dekorirt, kehrte 1848 zurück, kämpfte an der Seite Bem's in Wien gegen die Kroaten, entkam mit ihm nach Ungarn, wurde Major in der polniſchen Legion, focht bei Kápolna. Hátßeg, Waitzen, Ofen, Uri, Preßburg, Raab, Temesvár, ging mit Wyſocki in die Türkei, kämpfte gegen die Ruſſen zuerſt bei Siliſtria und dann vor Sebaſtopol, wurde in der Schlacht bei Inkerman durch zwei Bajonnetſtiche verwundet, kommandirte ein Regiment der Fremdenlegion im italieniſchen Feldzuge von 1859 und blieb bei Solferino für todt auf dem Schlachtfelde liegen, wurde wie durch ein Wunder gerettet, kehrte, als der Kaiſer die Amneſtie erließ, nach Galizien zurück und erhielt ſogar meine Güter wieder, die man 1848 konfiszirt hatte, aber in welchem Zuſtande! Sehen Sie, das iſt der Lohn eines alten Soldaten, eines Patrioten, eines Helden! ein ſorgenvolles Alter, voilà tout."

Er verschwand für einen Augenblick ganz hinter der grauen Wand von Dampf, die er seiner Pfeife entlockt und zwischen sich und mich gestellt hatte.

„Oder auch das", fuhr er fort, „Sie werden wissen, daß die Welinskis Grafen waren, jedes Kind weiß es, Thaddäus Welinski war Kron-Großmarschall unter Sigismund I., Hieronymus bekleidete unter Stanislaus August das Amt eines Vojvoden von Volhynien, das Alles ist zu bekannt, steht in den Schulbüchern, aber die österreichische Regierung — natürlich — 1846 ermorden die Bauern unsere ganze Familie, verbrennen unser Schloß, wie ich zurückkehre, soll ich Papiere vorlegen. Wie soll ich Papiere vorlegen, wenn Alles verbrannt ist? Man streitet mir also den Grafentitel ab. Ja, ja!"

„Sehen Sie, das ist der Lohn eines alten Soldaten, eines Patrioten, eines Helden! ein sorgenvolles Alter, voilà tout."

„Ich bedauere Sie von Herzen", sagte ich.

„Ich danke", erwiderte er nachlässig, „und ich gebe Ihnen dafür einen guten Rath: Seien Sie ein Egoist, opfern Sie sich für Niemanden auf, am wenigsten aber für das Vaterland. Man hat keinen Dank, keinen, keinen. Ueberhaupt die Menschen! Ich gestehe es, ich bekenne mich seit einiger Zeit zur Philosophie des Tren-

towski*), besonders in Bezug auf die Frauen, sie sind untergeordnete Geschöpfe, sie sind es, ein Kleid mit recht viel Fetzchen und Bändchen, eine Liebelei, ein Klavier, im besten Falle ein Roman, das ist ihre Welt! Einen Pelz zu besitzen ist ihre höchste Seligkeit. Ich könnte Ihnen Dinge erzählen, wenn ich wollte. Ja, ich habe noch größere Kränkungen erlebt, ich, Sie sehen in mir einen Märtyrer —." Er starrte lange Zeit vor sich hin wie ein Tiefbekümmerter, dann sah er sich mißtrauisch um, zog eine Photographie hervor und reichte sie mir.

Das Bild stellte eine junge Person vor, mit einem schönen aber frechen Gesicht und einem riesigen Chignon. Trotz der mit königlichem Hermelin reich ausgeschlagenen Kazabaika**), welche sie offen trug, so daß das weiche schwellende Pelzwerk nur bestimmt schien, ihre miloniſche Büste in das hellste Licht zu setzen, machte sie nicht den Eindruck einer Dame, sondern vielmehr einer falschen Gräfin der Halbwelt.

„Nun, was sagen Sie", rief Herr Macedon Welinski begeistert. „Eine Venus mit einem Kindergesicht! so unschuldig, was? und rein wie ein Engel."

„Ich gestehe, daß sie mir diesen Eindruck nicht macht."

---

*) Der polnische Schopenhauer.

**) Galizische Damenjacke.

„Nicht? Ein Glück für Sie. Ich betete sie an wie eine Heilige, und sie, dieser schöne Panther, riß mir das Herz aus dem Leibe und trat es mit Füßen."

„Mir scheint diese Handlungsweise im Einklange mit ihrem Gesichte."

„Was soll ich Ihnen weiter sagen", fuhr er seufzend fort, indem er das Bild wieder an seiner Brust verbarg. „Sie errathen wohl, daß dieser Engel meine Frau war. Ich lernte sie kennen, als sie siebzehn Jahr alt war, bei ihrem Oheim, dem Fürsten Lubowinski. Ich liebte sie, weil sie schön, so unschuldig war und sie, sie liebte in mir den Helden. Sie nahm mich trotz meiner Jahre, trotz meiner Wunden —, wir lebten in so rührender Eintracht — da kam so ein junger Geck, blendete sie durch sein hübsches Gesicht, bestrickte sie mit seinen Phrasen, und sie — sie entfloh mit ihm. Ich folgte ihnen durch halb Europa, traf sie in Nizza, forderte den Verführer und erhielt im Duell einen Pistolenschuß in die Brust, der mir heute noch Athembeschwerden verursacht. Heute ist sie eine große Dame in Paris, die in einem Palast wohnt, bei der der Prinz Napoleon, Mac Mahon, Thiers und Dumas diniren, und ich bin ein armer alter Teufel. Sehen Sie, das ist das Loos eines alten Soldaten, eines Patrioten, eines Helden! Ein sorgenvolles Alter, voilà tout."

„Aber Ihre Familie?“

„Ich habe ihnen ſchon geſagt, daß alle von den Bauern, dieſen Miſſethätern, 1846 ermordet wurden, ich habe Niemanden als das Vaterland, das ich liebe, dem ich alle meine Kräfte weihe, Sie verſtehen mich wohl.“

„Sie glauben alſo auch an eine Auferſtehung Polens?“

„Ob ich daran glaube!“ er dampfte wie wüthend und lächelte überlegen auf mich herab, es wurde ihm leicht, denn er war mindeſtens um einen Kopf größer als ich. „Man ſpricht nicht mit Jedem von dieſen Dingen, aber Sie flößen mir Vertrauen ein.“ Er blickte vorſichtig hinter ſich und beugte ſich dann über den Tiſch zu mir herüber. „Wir ſcheinen nur unthätig“, flüſterte er unter vielſagendem Blinzeln, „aber ich ſage Ihnen, Sie werden in Kurzem Etwas erleben. Sie werden ſtaunen, die Welt wird ſtaunen.“

„Wollen Sie mir andeuten, daß es eine Revolution geben wird?“

„Ja, mein Freund und Wohlthäter, eine große Revolution, die größte von allen, wir können diesmal auf Frankreich rechnen und —“

„Das haben die Polen noch jedesmal geglaubt.“

„Wenn ich es Ihnen ſage, ich, Macedon Welinski, ſo iſt es in der That ſo. England liefert uns Waffen, Oeſterreich und Preußen, die wir ſchonen wollen, bleiben

neutral, so können wir unsere ganze Macht gegen Rußland wenden."

„Immer dieselben Illusionen!"

„Nun, gedulden Sie sich nur, diesmal wird es anders kommen, als man es vielleicht erwartet. Auch kann es die Patrioten beruhigen, daß ein Mann, wie ich, sozusagen die Fäden in den Händen hält und wenn man einen General braucht, so wird man ihn zu finden wissen. Ich bin nicht umsonst bei Pelissier und Mac Mahon in die Schule gegangen und ich habe auch mein Lehrgeld ehrlich gezahlt. Dieser verdammte Kolbenschlag bei Solferino, der mir heute noch Athembeschwerden verursacht —"

„Ich dachte, dieselben rühren von jenem Pistolenschuß her, der Sie im Duell traf —"

„Das war viel später, aber bei Solferino als Oberst der Frembenlegion erhielt ich jenen Kolbenschlag, blieb wie todt liegen, und spuckte dann noch geraume Zeit Blut." Er erhob sich, ging auf und ab, rieb sich die Stirne, sah mich von der Seite an und blieb endlich vor mir stehen. „Ich weiß nicht, Bruder, Sie flößen mir so ein eigenartiges Vertrauen ein", begann er, an seinem Schnurrbart zupfend, „deshalb und weil schon die Verhältnisse derart sind, — ich hätte ein Anliegen an Sie, in dem Sie ohne Zweifel eine Auszeichnung erblicken

werden, nicht Jeden würde ich so beehren. Geben Sie mir Ihre Hand.“ Ich reichte sie ihm. „So“, fuhr er fort, „und jetzt sagen Sie mir, ob Sie nicht einem Helden meines Ranges mit einer kleinen Summe aushelfen wollten. So — hundert Gulden könnte ich gut brauchen — Sie erhalten sie zurück, sobald meine Gelder einlangen. Mein Verwalter, der Lump, sendet mir nichts, bestiehlt mich und läßt mich so im Stiche —.“

„Ich bedauere —.“

„Also fünfzig Gulden — oder doch zehn —.“

„Ich bin leider nur so weit mit Geld versorgt, daß ich ohne Anstand nach Zaleschtschiki kommen kann.“

„Hm!“ Er machte große Schritte, stand einige Zeit beim Fenster und kehrte dann zu seinem Sitz zurück. „Ich weiß, daß Sie es bedauern, mir nicht dienen zu können, ich weiß es.“

Eben trat der Jude, der die Post hatte, herein und meldete demüthig, die Pferde für den Herrn aus Czernowitz seien bereit. Macedon Welinski machte sich reisefertig, näherte sich mir dann und bot mir die Hand. „Damit Sie wissen, mit wem Sie gesprochen haben.“ Er sah mich scharf an, sein Blick wurde mit einem Male ganz seltsam. „Sie werden darüber Stillschweigen beobachten: ich bin der König von Polen.“ Er nickte leicht mit dem Kopfe und schritt majestätisch zur Thür hinaus.

Auf der Schwelle stieß er mit einem Gutsbesitzer aus dem Tschertkewer Kreise zusammen, der zu meinen guten Bekannten zählt. Dieser blickte ihm nach und trat dann laut lachend in die Stube. Wir begrüßten uns. „Kennst Du ihn?" fragte ich rasch.

„Gewiß kenne ich ihn", erwiderte der Neuangekommene, „hat er Dich stark zum Besten gehabt, was?"

„Also ein Schwindler?"

„Nein, nein."

„Oder ein Narr? . ."

„Wenn er es ist, dann ist er ein sehr harmloser Narr", erwiderte mein Bekannter, ein ehrlicher Kleinrusse, „jeder Pole schneidet auf, der eine mehr, der andere weniger, der eine nimmt im Kriege eine Kanone und erzählt dann von einem ganzen Artilleriepark; der andere kauft seiner Frau einen Pelz um 200 fl. und schwört, daß er ihm 500 fl. gekostet hat. Bei diesem hier, der zeitlebens darnach dürstete, eine Rolle zu spielen und nie in die Lage kam, nur einer Katze das Leben zu retten oder einen Kampf mit dem Nachtwächter zu bestehen, sind seine Lügen im Laufe der Jahre zur fixen Idee geworden."

„Er war also nicht Oberst der Fremdenlegion?"

„Ebenso wenig als er ein Emigrant ist, oder ein Gut besitzt, doch ist er ebenso überzeugt, daß er Helden-

thaten verrichtet und Wunden davongetragen hat, wie er sich im Ernste darüber ärgert, daß sein Verwalter ihm kein Geld sendet."

„Und seine Frau?"

„Er war nie verheirathet."

„Aber er hat mir doch ihr Bild gezeigt."

„Doch ja, so eine hübsche Person, in einer offenen Kazabaika mit Hermelin."

„So ist es."

„Eine Krakauer Schauspielerin, die er nie gesehen und deren Bild er bei irgend einem Juden gekauft hat."

„Ja, was ist er denn eigentlich?"

„Ein durchgefallener Student, der im Jahre 1840 einmal vierundzwanzig Stunden im Arrest zugebracht hat, weil er in einer Konföderatka*) auf dem Wall in Lemberg herumspazierte. C'est tout.

Trotz seiner unglaublichen Aufschneidereien hatte Macedon Welinski doch, vielleicht gegen seinen Willen, in einer Beziehung die Wahrheit gesagt. Im nächsten Jahre brach in der That die Revolution in Russisch-Polen aus und es wurde lange Zeit mit abwechselndem Glücke gekämpft. Ich war im Oktober 1863 in Zlotschar, als ein Trupp Polen, der beim Versuche, den Insur-

*) Viereckige Polenmütze, damals revolutionäres Abzeichen.

genten zu Hülfe zu eilen, von den Oesterreichern an der Grenze angehalten worden war, eingebracht wurde. Es waren meist bartlose junge Leute, an ihrer Spitze schritt aber, stolz wie ein König, Macedon Welinski einher.

Er erkannte mich sofort.

„Da sehen Sie", sagte er feierlich, „ob mich nicht das Unglück verfolgt, die Insurgenten haben Leute und Waffen genug, Alles haben sie, nur ein General fehlt. Man wählt also mich, aber wie die Russen erfahren, daß ich das Kommando übernehmen soll, sehen sie sich bereits verloren und leiten diplomatische Schritte in Wien ein. Nun, Sie wissen ja, die Diplomatie war immer Polens Unglück. Hier bin ich, ein Gefangener! Jetzt ist Polen verloren."

Die
Liebesgeſchichte des Adam Koſabrodzki.

Er galt als Philoſoph und zwar ſo allgemein, daß mein Erſtaunen, als ich endlich im Hauſe der Frau Majewska ſeine Bekanntſchaft machte, keine Grenzen hatte. Der Sokrateskopf iſt keine allzugroße Seltenheit bei uns, man findet ſogar Bauern, welche dem Manne der Xantippe ſprechend ähnlich ſehen; ich erwartete etwas dergleichen, dazu eine vernachläſſigte Toilette und jene anmaßende Würde, welche begabten Menſchen eigen iſt, wenn ſie ihre Talente nur in einem verborgenen Winkel erproben, innerhalb eines kleinen Kreiſes, der ſie ſchon deßhalb bewundert, weil er ſie nicht verſteht, und nun fand ich einen hübſchen jungen Blondin, gut, harmlos, friſch an Geiſt und Herz, ſchüchtern, in tadelloſem Anzug nach der neueſten Mode, mit ſorgſam gepflegten Händen, friſirt wie ein Huſarenoffizier, und begann ihn eifrig zu beobachten, um den in ihm ſo geſchickt verborgenen Philoſophen zu entdecken.

Ich wäre nie mit meinen Forſchungen zu Ende ge-

kommen, wenn die ebenso schöne als kluge Frau Majewska mir nicht eines Tages zu Hilfe gekommen wäre. Adam Kosabrodzki verdankte den Ruf eines Weltweisen ausschließlich einem auffallenden Charakterzuge, der vielleicht nur ein natürliches Attribut seiner frischen unverdorbenen Jugend war. Er floh die Frauen. Man hielt ihn deßhalb für einen Anhänger Trentowski's, des polnischen Schopenhauer. Dies war aber ein großer Irrthum. Vor allem hatte Kosabrodzki diesen Philosophen ebensowenig gelesen wie irgend einen anderen von Kongfu-dschu bis Hegel herauf, er las nur poetische Werke. Dann hielt er aber auch nicht mit Trentowski die Frauen für untergeordnete der Berührung eines Mannes von Geist kaum würdige Geschöpfe, sondern im Gegentheil für sehr überlegene, räthselhafte und gefährliche Wesen. Er verachtete sie nicht, sondern fürchtete sie und ging ihnen aus dem Wege. Die Mädchen und die jungen Frauen machten ihm dies leicht; wenn er irgendwo erschien, flattert der Schwarm heller Roben auseinander wie die Tauben, wenn der Marder in ihr luftiges Haus dringt, Alle besorgten, von ihm philosophisch zergliedert zu werden. Die älteren Damen bemühten sich vergebens, ihn zu bekehren.

Es gab nur eine Frau, die es verstand, ihn bis zu einem gewissen Grade in ihren Zauberkreis zu bannen,

Frau Majewska. Eine junge Witwe, reich, schön, mit dunklen schmachtenden Augen und üppigem schwarzen Haare, schien sie, von aller Welt umworben, die ganze Jugend mit ihren kleinen Füßen tretend, es gerade auf die Eroberung dieses naiven Philosophen abgesehen zu haben. Sie kokettirte mit ihm in einer ganz neuen Weise. Sie behandelte ihn als guten Freund, obwohl er sich nie um ihr Vertrauen beworben hatte, und zwang ihn zu Intimitäten, welche ihn jedesmal in die größte Verlegenheit versetzten. Kamen Gäste, gab sie ihm die Schlüssel und bat ihn für die Bewirthung zu sorgen, beim Essen reichte sie ihm die besten Bissen mit ihrer Gabel, fuhr sie zu einem Balle, mußte er sie begleiten, und nicht genug, sobald ein Tänzer sie entführte, ließ sie jedesmal den herrlichen Hermelin von ihren schwellenden Schultern auf seinen Arm niedergleiten und er stand dann, an eine Wand oder einen Thürpfosten gelehnt, und bebte, er fürchtete sich vor dem weichen Pelz, der ihm ein lebendiges Wesen schien, dessen leise Berührung sein Herz durchschauerte, der warme Duft, der noch an seinen zarten Haarspitzen hing, berauschte ihn wie der emporsteigende Nebel einer Zauberlampe.

Eines Abends, als die Anderen fortgefahren waren, saßen wir drei in dem kleinen blauen Zimmer, das Frau Majewska allen anderen vorzog. Draußen war es kalt,

der Regen klatschte monoton an die Scheiben, der Wind heulte und schüttelte die Pappeln, die den Edelhof umstanden, — das richtige Wetter um zu plaudern. Die schöne Witwe hatte ihre kleinen Pelzpantoffeln und ihre bequeme mit Steinmarder gefütterte und besetzte blausammtene Kazabaika angezogen und saß jetzt auf dem Divan, die Hände in die Aermel versteckt, und Kosabrodzki beschäftigte sich mit dem Samowar. Plötzlich rief Frau Majewska: „Was haben Sie, lieber Adam, Sie sind so sonderbar!"

„Ich?" — Kosabrodzki erröthete.

„Ja Sie", fuhr die schöne Witwe fort, „Sie sehen mich in einer Weise an und ihre Hand —.

„Meine Hand?" Er wurde furchtbar verlegen.

„Ihre Hand nähert sich meiner Kazabaika, um gleich wieder wie vor einer Schlange zurückzuweichen."

„Ich weiß nicht —", stammelte er.

„Ein Philosoph muß immer den Muth haben, die Wahrheit auszusprechen."

„Also" — er holte tief Athem — „ich habe voriges Jahr in Kolomea eine Menagerie besucht."

„Ja, was soll denn das wieder heißen." Frau Majewska begann laut zu lachen.

„Ich bitte — es gehört zur Sache", erwiderte Kosabrodzki; „in dieser Menagerie befand sich unter anderem

ein Panther, der, als ich mich seinem Käfig näherte, an dem Gitter desselben auf dem Rücken lag, ganz wie eine unserer Hauskatzen, und zu schlafen schien. Sein schönes Fell reizte mich unwiderstehlich. Schon streckte ich die Hand aus, um ihn zu streicheln, als der Wärter mich zurückriß. ‚Jesus Maria', rief er, ‚glauben Sie doch nicht, daß er schläft, sobald Sie Ihre Hand durch die Stäbe stecken, zerreißt er sie.' Ich bezwang meine Lust, aber indem ich das schöne Thier, das so weich, so anmuthig dalag, betrachtete, erwachte sie immer wieder und drohte meiner Herr zu werden. Ich glaube, wenn ich mich nicht rasch entfernt hätte, ich hätte den Panther doch gestreichelt."

„Und er hätte Ihre Hand zerfleischt."

„Ohne Zweifel."

Frau Majewska sah ihn mit einem großen Blicke an in welchem ein heimlicher Triumph aufleuchtete, und streckte ihm zugleich ihren schönen Arm hin, von dem der weite pelzbesetzte Aermel ihrer Kazabaika weich und schimmernd herabfiel.

„Also —"

„Sie befehlen?"

„Streicheln Sie mich."

Kosabrodzki wurde furchtbar roth, „aber — meine Gnädige — bedenken Sie."

„Fürchten Sie nichts, streicheln Sie.“

Er streckte die Hand aus, zog sie zurück, und endlich ließ er sie wirklich leise, mit einer Art stiller Wonne, über das üppige Pelzwerk und den weißen Arm der schönen Frau gleiten.

„Nun Sie sehen, daß ich Sie nicht zerfleische“, rief Frau Majewska.

„Wer weiß“, murmelte er.

Es war ihm Ernst damit. Als wir nach Mitternacht zusammen nach Hause fuhren, seufzte er schwer und sprach: „Eine gefährliche Frau, ich fürchte mich vor ihr, ich bin das letzte Mal bei ihr gewesen, sie wäre im Stande —.“

Er vollendete nicht, ich erfuhr niemals, was Frau Majewska im Stande wäre. „Diese Damen sind mir alle zu räthselhaft“, fuhr er nach einer Weile fort, „viel zu räthselhaft. Wenn ich einmal lieben sollte, so wird es nur ein Naturkind sein. Was würden Sie zu einer Negerin sagen, die ich kaufen, die also so zu sagen mein Eigenthum sein würde?“

„Aber ich bitte Sie, die Negerinnen haben ja alle einen Oelgeruch.“

„Allerdings, die älteren, die jungen dagegen übertreffen unsere Frauen an Formenschönheit“, gab Kosabrodzki zur Antwort, „so denken Sie sich also eine Venus aus Ebenholz, ein weißes Seidentuch um den schwarzen krausen

Kopf geſchlungen, ganz in weißen mit Schwanenflaum beſetzten Atlas gekleidet.“ Er verſank in ſüßes Träumen.

Als wir uns trennten, wiederholte er noch einmal: „nein, dieſe Damen ſind mir zu räthſelhaft.“

* * *

Der Herbſt war im Anzug. Die pfeifenden ſchwärmenden Schaaren der kleinen Zugvögel, welche Wald und Feld belebten, die ſeltſamen Figuren, welche wandernde Störche, Kraniche, Wildenten, Gänſe auf den reinen wolkenloſen Himmel warfen, meldeten ihn an. Koſabrodzki ſaß hinter ſeinem Edelhofe im Garten, eine Flur von Aſtern zu Füßen, und las den Czas. Da verbreitete ſich ein abſonderlicher, ſcharfer, beizender Geruch. Er hob die Naſe, blickte um ſich und gewahrte nur drei Schritte von ſich entfernt eine junge Zigeunerin von wilder hinreißender Schönheit. Sie ſtand neben einem Georginenſtock und ſpielte mit den dunkelrothen Blumen, hatte den Blick furchtſam zur Erde geheftet und blinzelte ihn nur von Zeit zu Zeit ſo von unten an, ſie lächelte und zeigte zwei Reihen blitzender Zähne in dem edel geſchnittenen, feinen, bernſteingelben Geſichte. Ein rothes Tuch flatterte um ihre nachtſchwarzen zerzauſten Flechten, ein kurzer Rock von blauem Stoffe mit Flecken von verſchiedener Farbe ausgebeſſert, hing in maleriſchen Fetzen von ihren ſchlanken Hüften herab und ließ ihre kleinen

Füße, ihre nackten Beine fast bis zum Kniee sehen. Ueber dem schmutzigen Hemde, das die jungfräuliche Brust unverhüllt den Blicken preisgab, trug sie eine kurze ärmellose Jacke von weißem Tuch, Hals, Brust, Arme, Ohren waren mit Korallen, Perlen, und blitzenden Geldmünzen behängt. Sie ließ sich eine Weile von Kosabrodzki bewundern, dann warf sie sich ihm zu Füßen und küßte die Zipfel seiner Tschewerta*).

„Was willst Du?" fragte er gnädig.

„Geben Sie mir Ihre Hand, süßes Herrchen, edler Wohlthäter", rief die Zigeunerin in einem näselnden, zischenden, geheimnißvollen Tone, „ich werde in derselben die Zukunft lesen."

„Ich liebe diese Prophezeiungen nicht."

Die Zigeunerin erhob sich. „Soll ich Ihnen ein Liebesmittel geben, Herrchen, um das stolze Herz der schönsten Dame zu gewinnen?"

„Hast Du es bei Dir?"

„Nein, mein Wohlthäter."

„Womit hast Du mich also behext?" rief Kosabrodzki, indem er aufsprang.

Sie wich entsetzt zurück. „Ich? — will nichts — o gewiß nicht."

*) Schwarzer polnischer Schnürrock.

„Ich aber sage Dir, daß Du mich behext hast", fuhr Kosabrodzki fort, „ich bin in Dich verliebt, verstehst Du?" Sie verstand, begann zu lachen, kehrte ihm den Rücken und zupfte an ihrem Armbande. „Schenk' mir was", sagte sie treuherzig. Er gab ihr einen Dukaten. Sie sah denselben mit gierig funkelnden Augen an, und ergriff Kosabrodzki's Hand, um ihre frischen Lippen auf dieselben zu pressen, er aber schlang den Arm um ihren feinen Blumenleib und wollte sie küssen.

Er küßte sie aber nicht, er wich zurück, fast entsetzt. Wieder dieser abscheuliche scharfe beizende Geruch, nur diesmal noch kräftiger und unmittelbar von dem schönen Weibe ausströmend. Die Zigeunerin lächelte spitzbübisch. „Mach' daß Du fortkommst!" schrie Kosabrodzki wüthend, er hätte sie am liebsten gleich mit der Peitsche bearbeitet. Sie sprang über den Zaun des Gartens und entfloh. Nicht lange darnach kam der alte Kutscher mit einer Meldung, hob die Nase und schüttelte den weißen Kopf. „Hier riecht es ja fast wie nach einer Zigeunerin", brummte er.

„Wie so, welchen Geruch haben denn die Zigeunerinnen?" fragte Kosabrodzki.

„Sie sind alle Nichtsthuerinnen und Diebinnen," antwortete der Kutscher, „aber auf ihre Tugend sehen sie mehr als etwa unsere Damen. Und da sie alle schön

ſind, ſo beſtreicht die Mutter die Töchter, und die verheirathete junge Frau ſich ſelbſt, ſobald ſie in die Dörfer geht, oder ſonſt wohin, wo ihr Gefahr drohen könnte, mit einer Salbe welche ohne Zweifel aus der Hölle ſtammt."

Koſabrodzki war nun doch froh, daß er keine Peitſche zur Hand gehabt hatte. Dieſer Geruch ließ ſich ja entfernen durch ein Bad, er war alſo jedenfalls dem Oelgeruch der Negerinnen vorzuziehen, und, von dieſem entſetzlichen Tugendmittel abgeſehen, war ja die Zigeunerin ein Wunder an Schönheit, und dann ſpürte der gute junge Mann eine befremdende Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Sein hübſcher Edelhof kam ihm plötzlich ſo einſam, ſo langweilig vor. Er ſehnte ſich nach Etwas, grübelte vergeblich nach, um zu erfahren, was er eigentlich ſo heiß erſehnte, und mußte dabei immer wieder an die bernſteingelbe Schönheit denken, wie ſie, mit ihren Geldmünzen klirrend, über den Zaun geſprungen war.

Der Heger hatte die Zigeuner bald ausgekundſchaftet. Sie hatten ihr Lager tief im Eichenwalde, auf einer grünen Wieſe, in der Nähe einer friſchen Quelle aufgeſchlagen. Koſabrodzki hing raſch eine Doppelflinte um und ließ ſich von dem Heger den Weg weiſen. Die Zigeuner ſchienen gar nicht überraſcht, ihn plötzlich in ihrer Mitte zu erblicken; die Männer begrüßten ihn demüthig, die Weiber lächelten ihn an, die welche er ſuchte

war nicht zur Stelle. Kosabrodzki weidete sich einige Zeit an dem farbenreichen Bilde, das die sonnenbraune Gesellschaft, in bunte Lumpen gehüllt, zwischen niederen Laubhütten, welche sie sich erbaut hatte, bei der rothen Beleuchtung zweier gewaltiger Feuer unter dem blauen Seidenglanz des herbstlichen Himmels bot.

Lächelnd nahte ihm dann ein junger Zigeuner mit schwarzen Locken und blitzenden Zähnen. „Gnädiger Herr", begann er zutraulich, „Sie wünschen wohl Tschingara mein Weib zu sehen."

„Dein Weib?" staunte Kosabrodzki, „ich hielt sie für ein Mädchen."

„Das gereicht mir nur zur Ehre", erwiderte der Zigeuner geschmeichelt, steckte zwei Finger in den Mund und stieß einen gellenden Pfiff aus, auf den die schöne Zigeunerin wie ein gehorsamer Hund herbeigelaufen kam. „Hier der hochwohlgeborene Herr Wohlthäter findet Gefallen an Dir", sprach der Zigeuner, „unterhalte ihn."

Tschingara sah Kosabrodzki verliebt an.

„Höre", murmelte dieser, „aber vor Allem wie nennst Du dich?"

„Sabbas."

„Höre Sabbas, wir könnten einen Handel machen", fuhr Kosabrodzki fort.

Der Zigeuner blickte scheu um sich. „Sprechen Sie

leiſe, Herr", antwortete er dann, „wollen Sie mir mein Weib abkaufen? Wie viel geben Sie? Die Anderen brauchen es nicht zu hören."

„Wie viel willſt Du haben?"

„Hundert Dukaten für mich und fünfzig für die Bande."

„Wo denkſt Du hin."

„Alſo fünfzig."

„Zwanzig Dukaten und fünfe für die Bande."

„Meinetwegen", ſagte Sabbas ſich am Kopfe kratzend, „wenn Sie mir noch ihre Pfeiſe drauf geben."

„Da haſt Du die Pfeife", rief Koſabrodzki, „und den Tabak dazu." Er reichte ihm Beides. „Aber Tſchingara, wird ſie einverſtanden ſein?" —

„Iſt ſie nicht mein Weib?" erwiderte der Zigeuner ſtolz, „ſie hat nicht zu fragen, ſondern zu gehorchen." Er winkte ihr mit den Augen und Beide folgten Koſabrodzki, der den Weg zu ſeinem Edelhofe einſchlug. Sie nahm nichts mit als ihre Tambourin, deſſen Glöckchen ſie manchmal erklingen ließ, während Sabbas gemüthlich die Pfeife des Philoſophen ſchmauchte. Nachdem er das Geld erhalten hatte, ſprach er zu ſeiner Frau: „Du bleibſt hier." Sie nickte gleichgültig mit dem Kopfe. „Wir werden in einer Stunde weiter ziehen", ſagte er dann, „und dieſen Boden nicht wieder betreten." Er küßte

Kosabrodzki auf den Arm und verschwand. Später entdeckte man erst, daß zugleich mit ihm eine Gans und zwei Hühner verschwunden waren. Eine Stunde später verschwand die ganze Bande und mit ihr eine Anzahl Pferde, Kühe, Schafe und die Britschka*) des Herrn Pfarrers.

* * *

Tschingara, das Naturkind, ließ sich im polnischen Edelhofe noch räthselhafter an, als diese Damen, vor denen Kosabrodzki sich so sehr gefürchtet hatte. Das Erste war, daß sie auf das Dach stieg und sich weder durch Schmeicheleien noch Drohungen bewegen ließ, herabzukommen. Die Nacht brachte sie auf dem Heuboden zu. Der Hunger führte sie endlich am zweiten Tage Abends in die Küche. Hier fand sie Kosabrodzki und führte sie, halb mit Gewalt, in das für sie bestimmte mit vielem Prunk ausgestattete Schlafgemach. Sie ließ sich auf dem Teppich nieder, der vom dem Himmelbette lag und starrte um sich her. Kosabrodzki sprach zu ihr, sie sah ihn endlich an, aber gab keine Antwort. Zwei alte Weiber erschienen und führten sie in das Bad. Als sie nach einer Stunde, hübsch frisirt, in kleinen Sammtpantoffeln, einen Schlafrock von rubinrother Seide, mit kostbaren Ohrgehängen, Armbändern und einem Collier

*) Leichter polnischer Wagen.

geſchmückt zurückkehrte und ſich unerwartet im Spiegel ſah, begann ſie zu lächeln, wurde roth, ging raſch auf Koſabrodzki zu und küßte ihm die Hand.

Das Spiel ſchien gewonnen.

Der blonde Philoſoph und die bernſteingelbe Zigeunerin liebten ſich von dieſem Abende an mit einer Art Raſerei. Sie erwiderte ſeine Zärtlichkeit mit anmuthiger Wildheit; wenn ihre Arme ihn umſchlangen, war es als wollte ſie ihn zerreißen. Sonſt aber zeigte ſie ſich ſtill, ſaß ganze Tage auf dem Divan und ſog unermüdlich den kühlen Rauch eines Nargileh ein. Sie liebten ſich raſend, aber ſie langweilten ſich auch bald raſend. Es ſchien unmöglich, ſie nur zum Sprechen zu bringen. Koſabrodzki verzweifelte, denn man kann doch nicht immer küſſen, man wird ſchließlich vom Küſſen ebenſo müde, wie vom Gehen, oder Holzhacken oder ſonſt einer ſchweren Arbeit. Nach und nach wurde Tſchingara vertrauter. Sie zog ſich gerne ſchön an und ihre Augen funkelten ſtolz, wenn ihr Anbeter ſie bewunderte, nur als er einmal vor ihr niederkniete, lachte ſie ihn ohne weiteres aus. In demſelben Maße als ſie ihre Scheu ablegte, begann ſie aber allerhand kleinen Paſſionen die Zügel ſchießen zu laſſen, welche Koſabrodzki nicht geringe Unruhe verurſachten. Tſchingara berührte die auserleſenen Gerichte, welche ihr Anbeter ihr verſetzte, kaum, dafür

ſtieg ſie aber in ihrer Seidenſchleppe über die Zäune in fremde Gärten, um Obſt zu ſtehlen, oder ſie zündete Abends auf irgend einem Felde ein kleines Feuer an, um Erdäpfel oder Maiskolben in der Aſche zu braten und faſt noch glühend mit ihren ſtarken Zähnen zu zerreißen und zu verſchlingen, ja einmal überraſchte ſie der Philoſoph ſogar, wie ſie über dieſem Feuer eine Katze an einem Bratſpieß aus Wachholderholz hin und her drehte. Sie entfloh in ihrem rothſeidenen Schlafrock auf die große Weide, welche von ganzen Heerden von Pferden, Kühen und Lämmern bedeckt war, verwandelte raſch einen langen Strick, auf dem die Frau des kleinruſſiſchen Pfarrers ihre Wäſche trocknete, in eine Art Laſſo, tief hinter den wilden Pferden einher, warf einem derſelben mit unglaublicher Geſchicklichkeit die Schlinge um den Hals, ſchwang ſich auf deſſen Rücken, bändigte es, und ritt auf dem feurigen Thier ohne Sattel, ohne Zügel, wie eine ſlaviſche Göttin durch die Steppe.

Koſabrodzki gefiel dies, ſo ſehr er auch Angſt um ſie ausgeſtanden hatte, er nahm ſie alſo in die Reitſchule, zeigte ihr einige Kunſtgriffe und ſie ritt, am erſten Tage, ja in der erſten Stunde ritt ſie, kühn und anmuthig zugleich, wie etwa nur die Kaiſerin Eliſabeth von Oeſterreich. Ihr größtes Vergnügen war es jetzt, an ſeiner Seite auf den Stoppelfeldern, den endloſen Wei-

den, der blumigen Steppe, mit Windhunden den Haſen, den Fuchs zu hetzen, ſie ſetzte unerſchrocken über die breiteſten Gräben und Bäche, die höchſten Zäune, die rothen Lippen weit geöffnet, mit flatternden Naſenflügeln, mit vor luſtiger Grauſamkeit funkelnden Augen.

Sie wurde erſt wieder traurig, als der Winter kam, als Schneemaſſen die Erde bedeckten, und den Edelhof in eine natürliche Feſtung verwandelten, in die man ſchwer eindringen, aus der man aber auch nicht leicht in's Freie gelangen konnte. Sie fror Tag und Nacht, ſie zitterte wie im Fieber, ſie zitterte nicht nur im Schlitten, wenn ſie mit Koſabrodzki beim fröhlichen Schellenklang dahinflog, ſie zitterte, wenn ſie durch die ſtarkgeheizten Zimmer ging, wenn ſie mit ihm Karten ſpielen oder ſpeiſen ſollte, ſie fühlte ſich nur wohl, wenn ſie in einen großen Pelz eingehüllt auf einem Fauteuil zuſammengekauert, die Füße heraufgezogen, bei dem großen Ofen ſaß, der förmlich Feuer ſpie, dann ſpielte ſie Stunden, ganze Tage lang mit den Flammen, in die ſie nachdenklich hineinſtarrte. Es kamen aber auch Augenblicke, wo ſie plötzlich alles abwarf, den Pelz, die Robe, die Pantoffeln, die Strümpfe, und im Hemde und kurzen Rock, mit bloßen Füßen, das Tambourin in der Hand, auf dem großen Teppich zu tanzen begann. Sie war dann nicht mehr die Zigeunerin, das Kind der Steppe, ſie war mit einem

Male eine Künſtlerin. Wie etwa Liſzt auf dem Klavier mit ſeinen beſeelten Händen, phantaſierte ſie mit ihren Füßen, ihren Armen, mit ihrem ganzen Leibe. So tanzt kein Weib, wie ſie tanzte, ſo tanzen die Majki, die Elfen Kleinrußlands, auf mondbeglänzten Bergwieſen, ſo tanzen die Willis, die todten Bräute mit dem Herzen voll ungeſättigter Liebesgluth, ſo tanzen die Houris im Paradieſe Mahomeds.

Manchmal verſchwand ſie ganz und Koſabrodzki rief und ſuchte ſie dann vergebens, bis er ſie endlich eines Abends in der Backſtube fand, wo ſie mitten unter dem Dienſtleuten ſaß und mit ihnen ſcherzte und lachte.

Als es wieder Frühjahr wurde, lief ſie oft ganze Tage vom Hauſe fort, Niemand wußte, wo ſie ſich aufhielt oder womit ſie ſich ſättigte. Genug ſie verhungerte nicht und kehrte mitten in der Nacht oder erſt mit dem nächſten Morgenroth friſch, glühend und vom Thau befeuchtet zurück, eine junge Steppenroſe.

Einmal hörte Koſabrodzki früh im Garten die Nachtigall ſchlagen, es war die erſte, die er in dieſem Jahre hörte, er öffnete das Fenſter, lauſchte eine Weile entzückt und rief dann Tſchingara. Sie regte ſich nicht. Er trat in ihr Schlafgemach, das Bett war leer, die ſeidene Decke, mit der ſie zugedeckt war, athmete noch die ganze holde Wärme ihres Venusleibes. Koſabrodzki begann

sie zu suchen, im Hause, im Hofe, bei den Dienstleuten, endlich im Garten; er suchte sie vergebens, bis mit einem Male ihr helles Lachen irgendwoher, wie es schien, vom blauen Himmel herab, ertönte. Er entdeckte sie endlich, wie sie in ihrem prachtvollen Schlafrock oben in dem Wipfel einer Pappel saß. Auf sein rührendes Flehen kletterte sie rasch wie ein Eichhörnchen herab, fiel ihm um den Hals und erstickte ihn mit wilden Küssen.

„Hast du die Nachtigall gehört?" fragte er sie.

Sie brach in ein kindliches Lachen aus, lief davon, verbarg sich im Gebüsch und wieder ertönte der süße Gesang.

„Also du bist die Nachtigall", frohlockte Kosabrodzki als er sie wieder erhaschte. „Ja, ich", sagte sie, „ich kann alle Thiere nachahmen." Und sie begann zu pfeifen wie eine Amsel, zu schlagen wie eine Wachtel, zu heulen wie ein Wolf.

Es war nicht möglich, sie zu bewegen, außer dem Hause ihre Schuhe anzubehalten; kaum betrat sie den Rasen, flog der eine hier in die Hecke, der andere dort auf den blühenden Kirschenbaum, und die Strümpfe flatterten wie weiße Fahnen von einem Rosenstock herab, sie selbst aber sprang barfuß davon.

Als es heiß wurde, kam sie auf den klassischen Gedanken, sich, wie Phryne vor dem versammelten Volke

Griechenlands, zu baden, allerdings war der herrschaftliche Teich ein sehr bescheidenes Eleusinisches Meer und das versammelte Volk Griechenlands bestand in diesem Falle nur aus dem unirten Pfarrer, dessen wohlbeleibter Frau, zwei Bauernbuben, einigen Enten und einem Ochsen, aber der würdige Seelenhirt fand sich doch an dem nächsten Sonntage zu einer sehr eindringlichen Predigt veranlaßt, deren kräftigste Stellen, wie man behauptete, von seiner Frau herrührten.

Dieser Skandal, von dem sich die vornehme Gesellschaft des Kreises von Kolomea noch einige Jahre später auf eine ebenso moralische als vergnügte Weise unterhielt, veranlaßte Adam Kosabrodzki, eine Gouvernante für Tschingara kommen zu lassen. Man sendete ihm eine ältere sehr respektable Dame mit Schmachtlocken, welcher das Naturkind als seine Braut vorgestellt und zur Erziehung übergeben wurde.

Als Tschingara einen Augenblick mit ihrem Anbeter allein war, fragte sie lächelnd: „Ist es Dein Ernst, Adam mich zu heirathen?"

„Ja, es ist mein voller Ernst."

„O! Du Narr!" rief sie aus und küßte ihn mit komischer Wuth, „Du verdienst dafür, daß ich wirklich Deine Frau werde, ja, das verdienst Du."

* * *

Ein Jahr verging. Tschingara war zur Dame geworden. Sie ging nicht mehr barfuß, sie wiegte sich nicht mehr in den Wipfeln der Pappeln und briet keine Katzen mehr. Sie verstand es, gleich einer Polin auf einem Divan halb zu sitzen, halb zu liegen, und die Männer wahnsinnig zu machen, sie schaukelte beim Gehen anmuthig ihre Hüften, sie schlürfte Austern und trank Champagner mit wollüstiger Gourmandise. Sie sprach leise, bewegte sich vornehm und blickte sanft wie eine Taube. Ja sie sprach sogar französisch.

Nur äußerst selten brach noch ihre Wildheit durch, dann aber mit einer elementarischen Gewalt, welche Jeden zu bedrohen schien, der in ihre Nähe kam.

Kosabrodzki hatte einen Nachbarn, der ihm mannigfache Possen spielte. Eines Tages, als ihm derselbe sogar mit einer Anzeige beim Gericht gedroht hatte und Kosabrodzki seinem Herzen in Gegenwart Tschingaras und der Gouvernante Luft gemacht hatte, geschah es, daß in der Nacht plötzlich die Scheune seines Feindes in Flammen stand. Der Philosoph wollte sich edelmüthig zeigen und befahl die Feuerspritze anzuspannen, ja er legte selbst Hand an, als Tschingara im Hof erschien, ihn hastig in einen dunkeln Winkel zog und ihm in das Ohr flüsterte: „Dummkopf, was fällt Dir ein, das Feuer zu löschen, das ich angezündet habe."

„Du — Du haſt —“ ſtammelte er.

„Gewiß, um Dir ein Vergnügen zu machen“, ſagte Tſchingara ſtolz. Zum Glück kam Niemand auf den Einfall, daß eine junge ſchlanke Dame im ſeidenen mit Spitzen garnirten Schlafrock eine Scheune anzünden könne, ſondern Jeder ſtellte ſich den Brandſtifter als einen verwegenen blatternarbigen Burſchen in Leinwand gekleidet mit der Pfauenfeder auf dem Strohhute und der langen Pfeife im Munde vor.

Einen Monat ſpäter, zu Beginn des Herbſtes, während Koſabrodzki in der Kreisſtadt war, verſuchte Tſchingara ihre inquiſitoriſchen Talente. Adam kehrte ſpät Abends zurück, und beim Thee, behaglich in ihre pelzgefütterte Kazabaika geſchmiegt, erzählte ſie vergnügt den ganzen Hergang. „Weißt Du, daß wir einen Dieb gefangen haben?“ begann ſie.

„So — was hat er denn geſtohlen?“ fragte er.

„Unſer ganzes Silberzeug.“

„Ah!“

„Aber ſei ruhig, wir haben Alles zurückbekommen.“

„Alſo er hat gleich geſtanden?“

„Ja, gleich“, ſagte Tſchingara, „wir ſaßen eben beim Nachtmahl, ich und das Fräulein“, ſie verneigte ſich graciös gegen die Gouvernante, „als der Kutſcher meldete, der Dieb ſei gefangen, wolle aber nicht geſtehen,

wo er das Silber versteckt habe. Ich lief sogleich hinab so wie ich da bin. Der Dieb, ein junger Bursche, steht, gebunden im Hofe, die Leute sprechen ihm zu; wie er mich erblickt, fällt er auf die Kniee und betheuert, er sei unschuldig.

Wirst Du gestehen, Hundeblut, rufe ich. Er aber weint und schwört und gesteht nicht. Da lasse ich ihn an einen Pfosten binden, und ihm unter den nackten Fußsohlen ein Feuer anzünden, befehle, ihm glühende Kohlen auf die Hände zu legen —."

„Um Gotteswillen! Tschingara!"

„Hätte ich das nicht thun sollen?" fragte sie mit der unschuldigen Stimme eines Kindes, „genug, er gestand auf der Stelle und wir fanden das Silber vergraben, genau dort, wo er es angab, unter der Erde am Bach."

Kosabrodzki nahm sich beim Kopf und ging mit großen Schritten auf und ab.

„Ich weiß nicht, was Du hast! Bei uns ist das so Sitte", sprach sie hold lächelnd. „Und Feuer ist ein Mittel, das den Hartnäckigsten zum Sprechen bringt."

* * *

Schon fiel das Laub von den Bäumen und diente dem Herbstwind als Spielzeug, schon ließen sich die Raben auf den kahlen Pappeln um den Edelhof hören und

Nachts in weiter Ferne die Wölfe, und die schöne Zigeunerin begann wieder beim warmen Ofen vor Kälte zu zittern, als der Kutscher in der Bäckerei erzählte, es hätten sich im Dorfe Zigeuner blicken lassen und auch bereits ein Pferd gestohlen. Tschingara hörte es, aber wie es schien ohne jede Theilnahme.

Zwei Tage später kam Kosabrodzki wie ein Rasender zu mir. „Tschingara ist fort", rief er, „sie ist mir entflohen. Es ist kein Zweifel. Die Undankbare!"

„Mit einem Anbeter", fragte ich erstaunt.

„Ah! Das wäre das Geringste", gab er zur Antwort, „aber mit allen meinen Pretiosen und meinem ganzen Geld."

Servatius und Pankratius.

Es gibt Glückspilze und Unglücksvögel, Glückspilze, denen Alles zum Guten ausschlägt, wenn auch der Weg, den sie nehmen, um an ihr Ziel zu gelangen, wenig Klugheit verräth und das Bischen Muth, das sie besitzen, schon vor dem kleinsten Hinderniß zurückschreckt. Und es gibt Unglücksvögel, deren Intelligenz, Ausdauer, Fleiß, Begabung an den geringfügigsten Dingen scheitern und welche jedesmal neue Niederlagen erleiden; sie mögen sich etwa um ein geliebtes Mädchen bewerben, an dessen Besitz ihr Lebensglück hängt, oder sich damit begnügen, der Spur eines Häschens nachzugehen. Glückspilze, für welche die Blumen auch im Winter blühen und jeder Tannenbaum auf sandiger Haide mit goldenen Nüssen, Lichtern und Geschenken behängt ist, Unglücksvögel, die in jedem Apfel einen Wurm finden und sogar im Traume von Unholden verfolgt werden.

Servatius und Pankratius konnte man füglich weder

zu den erstern noch zu den letztern zählen, denn diese Beiden hatten in Allem erträgliches Glück, so lange ein Jeder für sich war und unabhängig von dem andern etwas unternahm; sobald sie aber zusammentrafen oder gar gemeinschaftlich ein Vorhaben auszuführen gedachten, dann ereilte sie gewiß irgend ein kleines oder großes Mißgeschick. Trotzdem liebten sie sich von der Wiege an und liebten sich sogar zärtlich und lieben sich auch heute noch, wo sie einander betrübten Herzens aus dem Wege gehen.

Sie sind weit entfernt, romantische Helden oder nur interessante Persönlichkeiten im modernen Sinne zu sein. Es sind eben zwei galizische Landebelleute, halb bäurisch in ihrer Tracht und ihrem Wesen, einfach in ihrem Denken, ihren Gesinnungen, ihrer Bildung und ihren Ansprüchen an das Leben, ehrlich bis zur Einfalt und gutmüthig bis zur Schwäche.

Sie kamen beide im Mai zur Welt, Pankratius an dem Tage dieses Heiligen und der andere an dem folgenden, dem Servatius geweihten, und deßhalb wurden sie auch mit den Namen dieser beiden ausgezeichneten Märtyrer beglückt.

Schon in der Wiege zeigte sich ihre gegenseitige Liebe und ihr gemeinsames Mißgeschick in auffallender Weise; jeder für sich gedieh vortrefflich, ohne Unfälle,

ihre Mütter ſchwebten nur in ſteter Angſt, daß ſie verſchrieen würden, ſo gut gediehen die Knaben. Eines Tages beſuchte aber die Mutter des Pankratius jene des Servatius. Die beiden Frauen plauderten und das mit lobenswerthem Eifer von den großen Weltereigniſſen, ſoweit dieſelben in einen kleinen galiziſchen Edelhof dringen, von neuen Moden, unter denen ſie jene des vorigen oder vorvorigen Jahres verſtanden, von intereſſanten Büchern, die im Weſten Europas bereits wieder vergeſſen waren, und von ihren kleinen Wirthſchaftsſorgen. Um das alles etwas bequemer thun zu können, legten ſie den kleinen, milchweißen Pankratius in die Wiege des ſchwarzen Servatius und zwar neben dieſen. Die Kinder wendeten wie auf ein Signal zu gleicher Zeit die Köpfe, ſahen ſich in's Geſicht und lachten ſich gegenſeitig an, zugleich wohlgefällig und verſchämt. Die beiden Frauen plauderten und ſchaukelten die Wiege mit den Kindern beide im ſchönen Takte, die eine mit dem rechten, die andere mit dem linken Fuße, wie ſie ſich gerade gegenüber ſaßen, und je mehr ſie in Eifer geriethen, um ſo friſcher und kräftiger. Plötzlich flog Pankratius heraus und Servatius pflichtſchuldigſt ihm nach, ſo raſch, daß es ausſah, als ob er es längſt vorgehabt und nur dem ältern den Vorrang eingeräumt habe. Die Mütter ſchrieen auf, die Kinder begannen

zu heulen, jede der beiden Frauen hob das ihre auf und überzeugte sich, daß es noch lebte und nur unbedeutende Verletzungen davongetragen hatte. Da damals noch Niemand von dem spaßhaften Verhängniß, das die beiden Kinder umschwebte, eine Ahnung hatte, so wurde der Vorfall einfach als ein unglücklicher Zufall betrachtet und bald wieder vergessen.

Pankratius und Servatius wuchsen auf und schienen unzertrennlich, ihre Zärtlichkeit streifte an das Wunderbare; nie geschah es, daß einer dem andern ein Spielzeug oder irgend etwas Eßbares wegnahm, im Gegentheil, sie theilten Alles und wollten nur zusammen spielen; aber trotzdem kein Streit zwischen ihnen war und sie niemals in Fehde geriethen, endete jede ihrer harmlosen Unterhaltungen mit Beulen oder blauen Flecken. Die Eltern des Servatius besaßen eine große Schwarzwälderuhr mit einem prächtigen Kukuk. Kaum begann der Kleine zu laufen, wendete er dieser Uhr seine besondere Aufmerksamkeit zu; so oft er in dem Zimmer allein gelassen wurde, zog er an der Kette und lachte glückselig, wenn der Kukuk erschien und seinen spaßhaften Gesang erschallen ließ. Es war dann wahrhaftig, als spräche der Vogel zu ihm, der Kleine meinte es wenigstens und gab ihm jedesmal Antwort in seiner eines alten Römers würdigen, mit den Worten geizenden,

gleich dem Walde und den Thieren des Waldes in tiefsinnigen Tönen redenden Kindersprache.

Einmal war Pankratus zu Besuche da; ein jüdischer Schlächter holte ein Kalb ab, das er gekauft hatte, alle Großen versammelten sich im Hofe, um diesem ländlichen Ereigniß beizuwohnen, und die beiden Kleinen blieben allein mit der großen Uhr. Servatius, in der reinsten Absicht, seinem Gespielen eine Freude zu bereiten, zog mit tiefem Ernst an der Kette und als der Kukuk erschien und sich kräftig vernehmen ließ, sahen sich die beiden Kinder an und begannen laut und fröhlich zu lachen. Nun zog Pankratius an der Kette, die das Gewicht in die Höhe trieb, Servatius folgte seinem Beispiel und so wechselten sie ab, wie wenn sie sich freundschaftlich in eine schwere Arbeit theilen wollten, beide mit löblichem Eifer, bis das dunkle Gesicht des kleinen Servatius, das von schwarzen Haaren umrahmt war und aus dem zwei große, schwarze Augen hervorblitzten, ebenso glühte, wie jenes des weißen, immer gut gefärbten, hellblonden, blauäugigen Pankratius. Und als endlich das Gewicht oben war und es nichts mehr aufzuziehen gab, vereinten sie ihre Kräfte und zogen gemeinschaftlich an der Kette, kräftig und immer kräftiger, wie an einer großen Kirchenglocke, bis sie endlich glücklich die Uhr herabrissen. Ein furchtbares Gepolter verkündete das Unheil. Beide

Mütter stürzten ängstlich in das Zimmer und fanden die Knaben auf dem Boden liegen, blutend und weinend, die schöne Uhr aber so arg beschädigt, daß der arme Kukuk für lange Zeit verstummte.

Pankratius bekam zu seinem Geburtstag ein Schaukelpferd. Er ritt dasselbe mit der ganzen Kühnheit eines Kosaken, ohne daß ihm jemals das Geringste zugestoßen wäre. Eines Abends war Servatius da, Pankratius bestieg sein hölzernes Roß, um sich ihm von einer neuen vortheilhaften Seite zu zeigen und Servatius ergriff eine große Peitsche, die irgendwo in der Ecke stand, in der uneigennützigen Absicht, den schrecklich bemalten Gaul mit kräftigen Hieben anzufeuern. Pankratius ritt mit steigender Verwegenheit, als plötzlich das Schaukelpferd mit ihm nach vorne umschlug und er sich wenige Augenblicke später zitternd, eine riesige Beule auf der Stirne, erhob. Beide sahen sich erschreckt und ängstlich an, doch keiner wagte zu weinen; als aber Servatius die Beule auf der Stirne des Gefährten gewahr wurde, faßte ihn eine namenlose Angst, und er kroch eilig in das Ofenloch, während Pankratius sich hinter die Gardinen des Bettes versteckte. Aber das Unglück war bald entdeckt, und als Servatius vollkommen schwarz aus seinem Versteck hervorgezogen wurde, fand eine schreckliche Exekution mit der Ruthe statt, welche, hinter den Spiegel

gesteckt, für gewöhnlich nur als eine ernste Zierde des Familienzimmers galt und von den Kindern mit weit größerer Ehrfurcht betrachtet wurde, als der krumme Säbel, der gegenüber an der Wand hing und vor Jahren mehr als einen Türkenkopf vom Rumpfe getrennt hatte.

Als Servatius und Pankratius die Schule zu besuchen anfingen, verstand es sich von selbst, daß sie auf derselben Bank dicht neben einander saßen, wie zwei Vögelchen im Nest, und daß ein jeder dem andern mit seinen kleinen beschränkten Kenntnissen zu Hülfe kam, wie er nur konnte. Ein traditionelles Vergnügen der Schuljugend bestand darin, den Juden, der die Schenke gepachtet, wenn er je die Unvorsichtigkeit hatte, sich zu Beginn oder am Schlusse der Schule blicken zu lassen, im Sommer mit unreifen Aepfeln oder Pflaumen, im Winter mit Schneeballen zu bewerfen, wobei dem guten Moschku alles näher lag als der Einfall, auch einmal einen Schneeballen unter seine kleinen Verfolger zu schleudern, sondern er ergriff stets mit einem Wehklagen, das von ferne gehört auf einen blutigen Mord schließen ließ, die Flucht. Einmal erblickten Pankratius und Servatius, als sie zusammen durch den fußhohen Schnee nach Hause wollten, plötzlich keine hundert Schritte vor sich einen Mann im langen, schwarzen Talar, eine Pelzmütze auf dem Kopfe. Wer konnte es anders sein, als

der Jude; sofort waren sie eines Sinnes; ein paar Schneeballen waren rasch geknetet und dann setzten sie sich in Trab, ereilten den Unglücklichen und begannen ihn kräftig zu beschießen. Wäre Pankratius allein gewesen, so wäre der Jude ohne Zweifel ein Jude geblieben, so aber war es plötzlich nicht der Jude, sondern der Katechet. In dem Augenblicke, wo Pankratius ihm die Mütze vom Kopfe warf und Servatius ihm einen weißen Fleck auf den Rücken setzte, wendete sich der Angegriffene um und die beiden Knaben erblickten erschreckt das feiste, von Zorn geröthete Gesicht ihres frommen Hirten. Vergebens sprangen sie über einen Zaun und zerrissen sich dabei die Kleider, sie entkamen wohl der ersten Aufwallung des würdigen Priesters, aber am folgenden Tage fand nichtsdestoweniger eine Art Ketzergericht statt und die beiden Frevler wurden feierlich aus der Schule ausgeschlossen. Den Eltern blieb nichts übrig, als sie fortan zu Hause unterrichten zu lassen, was ihnen nicht geringe Kosten machte, und sie zur Prüfung nach der Kreisstadt zu fahren.

Beide Knaben waren ihrer Zeit voran, sie waren durchaus nicht von jenen Vorurtheilen befangen, welche man im Osten vorzüglich dem Adel, im Westen aber der Bourgeoisie zuschreibt. Sie hatten sehr gesunde kommunistische Ansichten und nahmen zur schönen Sommerszeit

jede Art von Obſt, wo eben nur der liebe Gott in ſeiner Güte es wachſen ließ. Sie wurden niemals erwiſcht, weil ſie bei dieſen Ausflügen ſtets allein oder in Geſellſchaft anderer Knaben waren. Doch ſie verabredeten endlich einmal an einem Unglückstag einen großen Raubzug, welchen ſie gemeinſchaftlich in den Garten des Kameralverwalters in Platina unternehmen wollten, denn dort gab es ſogar Pfirſiche und Trauben, welche ſie noch niemals gekoſtet hatten. In der Abenddämmerung ſtiegen ſie glücklich über den Zaun, ſchlichen unbemerkt durch das hohe Gras bis zu dem großen Pfirſichbaum und erkletterten denſelben. Sie hatten jeder erſt einen Pfirſich abgeriſſen, als der Aſt, auf dem Pankratius ſaß, mit einem furchtbaren Ton, der faſt wie ein Piſtolenſchuß durch den Garten knallte, entzweibrach und der Unglückliche zu Boden ſtürzte. Servatius, Unheil ahnend, wollte ſich vom Baume herablaſſen, blieb aber an einem Aſtſtumpf hängen, verlor das Gleichgewicht und ſchwebte nun, wie der Engel über der Krippe von Bethlehem, in der Luft. Schon kamen die Hunde und ihnen nach die Obſthüter, der Führer dieſer grimmigen Schergen hob den in allen Farben ſpielenden Pankratius auf, holte Servatius vom Baume herab und hielt einen jeden der beiden Verbrecher mit einer Hand beim Ohr, und was waren das für Hände, die ihm die All-

macht zur Verfügung gestellt hatte, reine Bärentatzen! Zum Glücke erkannte einer der Anwesenden die beiden Knaben als Söhne von Gutsbesitzern und so wurden sie mit einigen wenig schmeichelhaften Bezeichnungen entlassen und erst später von ihren Eltern, welche für sie Geldbuße bezahlen mußten, in der liebevollsten Weise beim Schopf genommen und durchgeprügelt. Pankratius griff eine Woche hindurch fast jede Viertelstunde nach seinem rechten Ohr und Servatius ebenso ängstlich nach seinem linken, denn beide hatten das direkte Gefühl, daß ihnen ein Ohr abhanden gekommen sei.

In Gesellschaft von andern Knaben und kleinen Mädchen beim Pfänderspielen liebte es Pankratius, den „König von Spanien" aufzuführen; selbstverständlich wurde dies auch bei Servatius zur Leidenschaft. Der Scherz gelang jedesmal und ging ohne Unfall von statten, wie sollte auch irgend Jemandem bei einem so harmlosen und ungefährlichen Vergnügen etwas zustoßen? Im Hause eines Nachbars geschah es indeß, daß beim Auslösen der Pfänder der launenhafte Zufall die beiden kleinen Freunde dazu bestimmte, zusammen die spaßhafte Scene aufzuführen. Man machte die Mitte des Zimmers frei und die beiden, ein jeder ein Licht in der Hand, stellten sich an den Enden desselben einander gegenüber. Eingedenk der Aufgabe, während der ganzen Komödie

nicht zu lachen, ſchnitten beide furchtbar ernſte Geſichter und gingen mit großen, feierlichen Schritten auf einander zu; als ſie ſich endlich begegneten, fing Pankratius mit theatraliſchem Pathos an: „Der König von Spanien iſt todt.“

„Iſt er todt, ſo tröſt' ihn Gott,“ erwiederte Servatius mit dem gleichen Ernſte; in dem Augenblicke aber, wo einer dem andern das Licht zu verlöſchen hatte, kam beiden zugleich das Lachen. Vergebens biſſen ſie ſich in die Lippen und wanden ſich, endlich platzten ſie doch los und zugleich fuhr Pankratius mit ſeinem Lichte in das ſchwarze Haar des Servatius und dieſer in das blonde des andern. Im ſelben Augenblicke ſtanden beide Köpfe in Flammen und nur der Geiſtesgegenwart eines anweſenden größern Mädchens, welches eine Bettdecke über ſie warf, war es zu danken, daß dieſelben gelöſcht wurden, ehe die beiden Unglücklichen ernſtliche Brandwunden davongetragen hatten.

Jede Mutter gab dem Knaben der andern die Schuld an dieſem tragiſchen Ereigniſſe, jede vertheidigte den ihren mit heftigem Eifer und ſo entzweiten ſich dann ſchließlich die beiden Damen und Servatius und Pankratius durften nicht mehr zuſammen verkehren. Nun ging natürlich Alles auf das Beſte und ein paar Jahre verſtrichen in ungetrübtem Glücke.

Es war am Dreikönigsabende, da faßte Pankratius mit zwei andern Knaben den Entschluß, sich zu verkleiden und in den Edelhöfen und Dörfern der Nachbarschaft herumzuziehen, die alten heilig naiven Lieder zu singen und die Leute ein wenig zu necken. Die Vermummung war bald hergestellt, ein großer goldener Stern ließ sich auch ohne besondere Schwierigkeit anfertigen, die Eltern gaben vergnügt ihre Einwilligung, alles verhieß nur Freude und Annehmlichkeit. Pankratius sollte den Mohrenkönig vorstellen. Natürlich konnte Servatius nur auf denselben Gedanken kommen. Auch er verkleidete sich mit zwei andern Knaben und auch er spielte die Rolle des Mohrenkönigs. Die heiligen drei Könige, zu denen Paukratius gehörte, hatte sich bei der Schenke im Dorfe Brestocki ein Stelldichein gegeben. Konnte Servatius auf einen andern Gedanken kommen, als seine Gefährten gleichfalls nach Brestocki und gleichfalls nach der Schenke zu bestellen?

Es geschah also, da sie natürlich auch dieselbe Stunde für ihren Auszug gewählt hatten, daß Pankratius, als er sich, langsam und mühevoll durch den hohen Schnee watend, der Schenke näherte, in der unbestimmten Erleuchtung des winterlichen Sternenhimmels auf Servatius stieß. Ein Jeder vergaß, daß er selbst schwarz war, beide stießen zu gleicher Zeit einen durchdringenden Schrei

aus, ergriffen die Flucht und stürzten, Pankratius in den Straßengraben und Servatius auf einen mit Schnee bedeckten Scheiterhaufen. Auf ihre Hülferufe erschienen die Gefährten mit Kronen aus Goldpapier und Scepter und Sternen, mit ihnen der Schenkwirth und zogen die beiden, übel zugerichtet, aus dem Schnee.

Es kam die Zeit, wo Servatius und Pankratius das Gymnasium besuchen sollten; als die Eltern des Pankratius das erfuhren, daß Servatius zu diesem Zwecke nach Kolomea gebracht war, führten sie ihren Sohn nach Tschernowitz. Beide studirten musterhaft und kehrten Jahr für Jahr mit einem Prämium nach Hause zurück.

Indeß hörten die Eltern des Pankratius von dem Sohne des griechisch-katholischen Pfarrers, einem Theologen, der die Ferien zu Hause zubrachte, daß der Unterricht an den hauptstädtischen Gymnasien von dem in den Kreisstädten üblichen wie Tag und Nacht verschieden sei. Als gute Eltern konnten sie es natürlich nicht über das Herz bringen, ihren Sohn in Nacht und Finsterniß zu lassen und sandten ihren Sohn im nächsten Schuljahre nach Lemberg. Pankratius war, als er das erste Mal in die Klasse trat, nicht wenig erstaunt und erfreut, hier plötzlich das braune, liebe Gesicht des Servatius zu erblicken, dessen Eltern ihn in gleich guter Absicht nach der Hauptstadt geschickt hatten. Die beiden Knaben näher-

ten sich rasch, um dann verschämt zu Boden zu sehen. „Bist Du auch da? begann Pankratius, indem er mit seinem Messer die Schulbank zu zerschneiden anfing.

„Ja, ich bin auch da," sagte Servatius, die Karte von Illyrien, die vor ihm lag, glättend.

Eine Weile bleiben Beide stumm, dann betrachteten sie sich mit zärtlichem Lächeln und als sie die Schule verließen, gingen sie sich umschlingend durch die Straßen und sie thaten es fortan Tag für Tag, so, daß sie bald von Jedermann für Zwillingsbrüder gehalten wurden. In der Klasse saßen sie neben einander, da ihre Familiennamen im Alphabet aufeinander folgten; das schien beiden eine Gunst des Schicksals, aber hinter derselben lauerte wieder nur ihr fabelhaftes Mißgeschick.

Anfangs freilich spürten sie nichts davon, jeder half dem andern so gut er nur konnte; wurde Servatius aufgerufen, so sagte ihm Pankratius im Flüstertone alles ein, was er nur nöthig hatte, und umgekehrt Servatius ihm. Sie besuchten sich, sie lernten zusammen und lasen und spielten mit Papiersoldaten, deren Pankratius eine ganze Armee besaß, oder mit dem Theater des Servatius.

Bisher hatte ein Jeder von ihnen mit dem größten Glück in die lateinischen Klassiker, die zu übersetzen waren, die gedruckte Uebertragung hineingelegt und mit erkünstelten Pausen sehr natürlich zur Zufriedenheit des

Professors herabgelesen. Jetzt geschah es eines Tages, daß Servatius aus dem Cornelius Nepos übersetzen sollte und Pankratius in seinem blinden Eifer die bereitliegenden Blätter verwechselte und ihm eine Biographie des Plutarch in das Buch legte. Servatius, der entsprechend dem damaligen, vollkommen mechanischen Unterricht, auf den Wortlaut gar nicht Acht hatte, sondern denselben wie ein jüdischer Vorbeter herabmurmelte, las mit der größten Kaltblütigkeit zuerst den lateinischen Text aus Nepos: „Themistocles Neocli filius Atheniensis. Hujus vitia ineuntis adolescentiæ magnis sunt emendata virtutibus, adeo ut anteferatur huic nemo, pauci pares putentur.“ (Themistokles, des Neocles Sohn, war aus Athen. Die Ausschweifungen seiner angehenden Jugend wußte er durch seine großen Eigenschaften wieder gut zu machen, so daß Niemand über ihn gestellt wird und nur Wenige ihm an die Seite gesetzt werden können.) Und hierauf mit dem üblichen, wohl eingelernten Stocken und Stammeln die Uebersetzung aus dem Plutarch: „Timoleon, des Thimodemus und der Dinariste Sohn, stammte aus einer angesehenen Familie in Korinth. Er war ein Freund des Vaterlandes, äußerst sanftmüthig, doch ein unversöhnlicher Feind der Tyrannen.“

Der Professor war ein Mann in mittleren Jahren, mit glattgekämmtem Haar, das ihm das Ansehen gab,

jederzeit eben aus dem Bade zu kommen, ſtets ſanft und ſüß, denn er ſchwärmte für das, was er die „äſthetiſche Erſcheinung des Menſchen“ nannte. Als Servatius den Plutarch friſch herabzuleiern begann, hob er nur ein wenig den Kopf und lächelte ſüß. „Mein Sohn,“ begann er, in keiner Weiſe zornig oder auch nur mit lauterer Stimme, „Du haſt Dich geirrt, wir überſetzen Cornelius Nepos und nicht Plutarch.“

Servatius blickte in das Buch und erſchrack heftig, er wurde blutroth, während Pankratius erbleichte. Der Profeſſor ſah es und lächelte, durchaus nicht höhniſch, ſondern äußerſt äſthetiſch. „Ah!“ rief er, „biſt Du der Mitſchuldige? Sehr gut. Kommt jetzt beide da hinauf auf den Katheder, wir werden ſehen, wie Ihr zu überſetzen im Stande ſeid, wenn Euch Euer gedruckter Schutzgeiſt im Stiche läßt.“ Servatius und Pankratius beſtiegen langſam, mit geſenktem Blick die hölzerne Bühne, auf der ſie jetzt wie zwei Verbrecher unter dem Galgen ſtanden. Servatius war ſo vollſtändig vernichtet, daß er ſogar vergaß, das Blatt aus dem Plutarch zu entfernen. Der Profeſſor nahm daſſelbe mit einer äſthetiſchen Bewegung aus dem fatalen Cornelius Nepos heraus, betrachtete es ſanft lächelnd, unterzog dann, noch immer lächelnd, ſowohl das Buch des Pankratius als jenes des Servatius einer eingehenden Prüfung und

hieß dann den erstern mit der Biographie des Themistokles beginnen. Pankratius, der sich den Schein geben wollte, seiner Aufgabe vollkommen gewachsen zu sein, setzte den rechten Fuß vor und begann rasch und kräftig: „Themistokles, der Sohn des Niocles, eines Athenienſers.“

„Ist das richtig?“ fragte der Professor mit süßer, fast sich reißender Stimme den Servatius. Dieser konnte doch den Pankratius nicht Lügen strafen, um so weniger, als er vom Lateinischen kaum so viel verstand als dieser.

„Also weiter,“ sagte der Professor.

„Die Tochter dieses — welche —“

Pankratius schwieg hartnäckig, der Professor wendete sich zu Servatius: „Ueberſetze Du weiter.“ Doch Pankratius besaß Charakter und würdigte ihn gar keiner Antwort.

Am Schlusse des Semesters wurden die Klassen öffentlich verlesen. Dem Pankratius warfen die Götter einen Dreier in den Schooß, Servatius erschrak und blickte traurig zur Erde nieder. Als aber auch er mit derselben alle Hoffnungen vernichtenden Klasse bedacht wurde, da verklärte sich sein schwarzes Zigeunergesicht und er sah Pankratius verklärt an, während ihm dieser leise, ganz leise zunickte. Als sie dießmal beide ohne Prämium nach Hause zurückkehrten und zum Ueberflusse noch die Klasse wiederholen sollten, kränkten sich ihre Eltern so sehr darüber, daß sie, um der Sache ein

besseres Gesicht zu geben, feierlich erklärten, ihre Söhne in der Wirthschaft zu benöthigen. Servatius und Pankratius studirten also nicht weiter, sondern blieben daheim und ergaben sich jenem geschäftigen Müßiggange, den der galizische Gutsbesitzer von damals „sein Gut verwalten nannte. Sie ritten, sie fischten, sie jagten und sahen hie und da auch ein wenig den Schnittern oder Dreschern zu.

Sie waren beide vierzehn Jahre alt, hoch aufgeschossen, aber noch immerhin kindisch, wie es die jungen Leute bei uns oft dann noch sind, wenn der erste zarte Flaum des Bartes ihr Gesicht einrahmt. Da kam Pankratius auf die wunderbare Idee, sich in der Fastnacht als Wolf zu vermummen. Diese Idee war nicht ganz sein Verdienst, da sein Vater ein prachtvolles Wolfsfell besaß, das ihn förmlich einlud, sich mit demselben zu bekleiden. Dagegen wäre Servatius dießmal gewiß nicht auf denselben Gedanken gekommen, wenn nicht das Mißgeschick gerade an diesem Tage in Gestalt eines Juden erschienen wäre, der ihn flehentlich bat, ihm ein riesiges Wolfsfell abzukaufen. Servatius zerschlug seine Sparbüchse, fand, daß sein Geld beinahe reichte, handelte das Uebrige ab, kaufte das Fell und entschloß sich auch auf der Stelle zu der gleichen Maskerade wie Pankratius.

Als der Abend kam, nahm Pankratius heimlich das

Fell unter den Mantel und schlich in die Backstube, wo ihn der Kosak pflichtschuldigst erwartete und sofort in dasselbe einzunähen begann. So leicht die Arbeit war, so seufzte und schnaufte der Kosak so erbärmlich dabei, daß es Pankratius fast unheimlich zu Muthe wurde. Endlich war der letzte Stich gemacht, der Kosak stellte sich vor ihn hin, um sein Werk zu betrachten und begann furchtbar zu lachen.

„Junger Herr!“ rief er, „Sie sind wahrhaftig ein ganzer Wolf, wenn ich Sie im Walde begegne, schieße ich Sie auf der Stelle todt. Und wie Ihre Augen funkeln, man könnte sich vor Ihnen fürchten.“ Er brach von neuem in Lachen aus und lachte so lange, bis ihm Alles weh that.

Genau zu derselben Zeit nähte der alte Silvestri mit jenem Ernste, der sich für einen alten Bedienten ziemt, den Servatius gleichfalls in das Wolfsfell ein. Als er fertig war, begnügte er sich nur den Kopf zu schütteln und aus seiner Dose von Baumrinde eine Prise zu nehmen. Servatius schritt muthig hinaus. Im Hofe begegnete er dem Stubenmädchen und der Küchenmagd, beide erschraken, bekreuzten sich und ergriffen schreiend die Flucht. Servatius schritt hierauf stolz zum Thore hinaus und schlug zwischen Feldern und Wäldchen den Weg nach dem Dorfe ein.

Der Mond blickte gespenstig zwischen den weit ausgereckten, beschneiten Aesten der Tannen hervor, es rann wie Silber von den Bäumen und über den Schnee. In der sanften, duftigen Dämmerung der Mondnacht erblickte Servatius in dem Augenblicke, wo er das Dorf betrat, eine Gestalt, welche munter auf ihn zuschritt, und er fand es daher besser, sich rasch zur Erde zu ducken. Als er nach einer Weile vorsichtig den Kopf mit den spitzen Wolfsohren erhob, war die Gestalt verschwunden. Es war eben Niemand anderes als Pankratius, der, von dem Anblick des Servatius erschreckt, sich gleichfalls zur Erde geduckt hatte und nun ebenfalls fest überzeugt war, dem Auge des Unbekannten glücklich entkommen zu sein. Beide fanden es jedoch besser, nun in ihrer Rolle zu bleiben und krochen also langsam längs des Zaunes, der hier den Dorfweg begleitete, vorwärts. Um so größer war ihre Ueberraschung, als sie plötzlich an einer Ecke zusammentrafen. Ein Jeder hielt den andern für einen wirklichen, großen, wilden Wolf, beiden klopfte das Herz, beiden lief ein Schauer über den Leib. Pankratius erinnerte sich des Reiters, der in der Nähe der Kreisstadt sammt seinem Pferde von Wölfen zerrissen, und Servatius gedachte der Wache, welche in Lemberg in ihrem Schilderhause von einem Wolfe angefallen worden war. Beide suchten instinkt-

mäßig dem vermeintlichen Wolfe Achtung einzuflößen und begannen zu gleicher Zeit furchtbar zu heulen.

Nun dachte aber Pankratius, da haſt du eine ſchöne Dummheit begangen, der Wolf wird dich jetzt beſchnüffeln und entdecken, daß du kein Wolf biſt, ſondern ein armes Menſchenkind. Er wird dich dann ohne Zweifel ſofort ſeine Zähne fühlen laſſen. Vielleicht erſchreckſt du ihn, wenn du plötzlich als Menſch, ſo zu ſagen als Ebenbild Gottes, vor ihm ſtehſt. Er erhob ſich alſo raſch auf die Beine und ſtieß mit ſeiner natürlichen Stimme ein lautes Geſchrei aus. Zu ſeinem höchſten Entſetzen ſtand aber jetzt auch der andere Wolf auf und ſchrie gleichfalls mit der Stimme eines Menſchen; denn Servatius war in ſeiner Todesangſt auf denſelben Gedanken gekommen wie Pankratius. Einen Augenblick ſahen ſie ſich furchtſam an, dann fiel es aber beiden zugleich ein, daß das Ungeheuer mit der Menſchenſtimme ohne Zweifel ein Währwolf ſein müſſe und beide fielen auf die Knie und flehten mit jämmerlicher Stimme um Erbarmen. Der Lärm lockte die Bewohner der nächſten Häuſer herbei, die Thüren gingen auf, ein grelles Licht fiel auf die beiden Wölfe und von allen Seiten ſtürzten die Bauern, Männer, Frauen, Mädchen, Kinder und mit ihnen die großen Wolfshunde auf die böſen Gäſte los. Als die Wölfe ſich raſch erhoben und jeder von ihnen mit einer

ängſtlichen Menſchenſtimme ausrief: „Ich bin kein Wolf, ich bin ein Menſch!“ da ſtutzten wohl die Angreifer einen Augenblick, dann rief aber ein alter erfahrener Bauer, indem er das Kreuz ſchlug: „Es ſind Währwölfe!“ und alle begannen zugleich auf die beiden Unglücklichen loszuſchlagen, welche bereits von den Hunden zu Boden geriſſen waren. Vergebens ſchrieen Servatius und Pankratius um Hülfe, die Bauern ſchlugen ſie halbtodt und hätten ſie vollends todtgeſchlagen, wenn nicht Servatius in ſeiner Herzensangſt ein jämmerliches „Jeſus Maria!“ ausgeſtoßen hätte. Auf das hielten die Angreifer inne.

„Am Ende ſind es doch keine Währwölfe,“ meinte der alte Bauer, indem er ſich am Kopfe kratzte, „ſie würden ſonſt nicht den Heiland und die Mutter Gottes anrufen.“ So kamen die Beiden, die bereits mehr todt als lebendig waren, zu Worte und es gelang ihnen wenigſtens, ihr Leben zu retten. Man brachte ſie nach Hauſe in dem traurigſten Zuſtande von der Welt, bedeckt mit Beulen und blauen Flecken, und ein Jeder von ihnen mußte mehrere Wochen das Bett hüten. Pankratius trug von dieſem Faſtnachtsſcherze eine tüchtige Schramme auf dem Kopfe davon, während Servatius mit einer Narbe auf dem linken Arme davonkam.

In Folge dieſes traurigen Vorfalles ſteigerte ſich der Zwiſt der beiden Mütter bis zur Feindſchaft. Jeder

Verkehr zwiſchen Pankratius und Servatius wurde neuerdings durch die Wachſamkeit ihrer Eltern, Geſchwiſter und der Dienſtleute abgeſchnitten, doch nur für einige Zeit.

Als beide endlich jenes Alter erreicht hatten, wo die jungen Leute plötzlich furchtbar ernſt werden, ſtets mit Dingen von der höchſten Wichtigkeit beſchäftigt zu ſein ſcheinen, zu philoſophiren anfangen, Pfeifen rauchen und dieſes oder jenes Ideal mit langen Zöpfen und einem unabläſſig flatternden und rauſchenden Röckchen begeiſtert verehren, da fühlten ſich auch Pankratius und Servatius als Männer und begannen zuerſt heimlich oder nur bei wichtigen Gelegenheiten, ſpäter aber offen vor aller Welt zuſammen zu kommen, und es währte nicht lange, ſo waren die Jünglinge eben ſo unzertrennlich, wie es einſt die Kinder geweſen waren.

Beide gefielen den Mädchen, ja ſie hatten ſogar Glück bei denſelben, was ſie eben in ihrer Unſchuld Glück nannten, einen freundlichen Blick in der Kirche durch die feſtlichen Weihrauchwolken hindurch, einen Kuß beim Pfänderſpiel, einen Sieg über Nebenbuhler beim Cotillon.

Der große, ſtarke Pankratius mit ſeinem weißen, rothbackigen offenen Geſichte, ſeinen blonden Locken, blauen Augen voll Gutmüthigkeit und ſeiner kleinen,

eigenwilligen Stumpfnase gefiel ausnehmend den schlanken, brünetten Mädchen; Servatius dagegen, lang, mager, braun von Farbe, mit eingefallenen Wangen, schwarzem Haar, schwarzen kühnen, leidenschaftlichen Augen und einer kleinen, gebogenen Nase, entzückte die üppigen Blondinen. Die Folge war, daß sie sich sehr gut vertrugen; aber auch die Liebe zu demselben Mädchen war nicht im Stande, diese zwei guten, ehrlichen Herzen zu entzweien. Sie waren beide etwas über achtzehn Jahre, als sich Pankratius zur selben Stunde wie Servatius verliebte und zwar in ein und dasselbe Mädchen. Es ging dabei ganz mit rechten Dingen zu, denn das neue Ideal war weder blond noch schwarz, sondern hatte weiches, sich sanft um ihre Schläfen schmiegendes und ihren zarten Hals kosendes braunes Haar und dazu ein Paar der schönsten blauen Augen.

Sie sahen das Mädchen zuerst in der Kirche. Es war die Tochter eines griechisch-katholischen Pfarrers, welche eben aus Lemberg zurückgekehrt war, wo sie eine sorgfältige Erziehung genossen hatte. Fräulein Anastasia Piotrowitsch war vor Allem sehr romantisch, sie las alle erdenklichen Bücher und das zu jeder Zeit, ohne deßhalb die Hauswirthschaft zu vernachlässigen. Man konnte sie zum Beispiel in der Küche sehen, wie sie mit der rechten Hand das Gemüse rührte, während sie in der linken

allenfalls Schiller's Gedichte hielt und in denſelben mit einer Art Anſtrengung las. Sie ſpielte auch Klavier, ſang nicht übel, trug mit Vorliebe die altruſſiſche Bojarentracht und es gab Leute, welche ſogar behaupteten, daß ſie für die „Morgenröthe" in Lemberg ſchreibe. Dieſes Mädchen ſahen die beiden Freunde während der Meſſe und als ſie plötzlich ihre großen ſchönen Augen mit einer Art Verwunderung aufſchlug, war es um Pankratius ebenſo gut geſchehen, wie um Servatius. Als ſie die Kirche verließen, blieb Pankratius unter einem blühenden Baume ſtehen, der ganz von Duft, Licht und dem Geſang der Vögel erfüllt war.

„Weißt Du, Servatius," begann er, „daß ich liebe?"

„Nun," entgegnete Servatius, „ich wollte Dir eben daſſelbe Geſtändniß machen, wen liebſt Du alſo?"

„Wen könnte ich lieben, als Anaſtaſia Piotrowitſch!"

„Wenn Du Niemanden anders lieben kannſt, wie dieſes bezaubernde Mädchen," gab Servatius zur Antwort, „ſo wirſt Du wohl begreifen, daß auch ich nur Anaſtaſia lieben kann."

„Ob ich es begreife!" rief Pankratius freudig aus, „und Du liebſt ſie wirklich? Du vergötterſt ſie wohl?"

„Gewiß."

„Laß Dich umarmen, Bruder!" Sie küßten ſich zärt-

lich, während der Baum, faſt als wollte er ſie necken, ſeine weißen Blüthen auf ſie hinabwarf.

Auch dieſes Mädchen war alſo nicht im Stande, ſie zu trennen, keiner von beiden empfand etwas von Neid oder Eiferſucht, ja, keiner dachte nur ernſtlich daran, den Andern bei Anaſtaſia auszuſtechen; ein Jeder ſchwor dem Andern einen heiligen Eid, ſofort zurückzutreten ohne Groll, ohne Mißgunſt, ſobald der Andere die Gewißheit habe, von dem ſchönen Mädchen geliebt zu werden. Ja, ſie beſtimmten in herzlichem Einvernehmen gewiſſe Tage, an denen Pankratius allein und andere, an denen Servatius ohne dieſen das Haus des würdigen Herrn Piotrowitſch beſuchen ſollte. Anaſtaſia war liebenswürdig mit beiden, ſie ſchien keinem den Vorzug zu geben. Pankratius beſchloß deßhalb in weihevoller Mitternachtsſtunde, ihr Herz durch ein Gedicht zu rühren, er ſaß deßhalb bis zum weißen Morgen bei zwei abſcheulichen Unſchlittkerzen in ſeiner Stube und brachte endlich, als er dabei eben ſo viel Schweiß als Thränen vergoſſen hatte, ſechs ganze Strophen zu Stande. Er ſelbſt war von ſeinem Poem ſo gerührt, daß er an der Wirkung desſelben auf die junge Schöne keinen Augenblick zweifeln konnte und es deßhalb für unredlich hielt, Anaſtaſia durch dasſelbe zu beſiegen, ohne Servatius in ſeine Karten blicken zu laſſen. Er kam zu ihm, machte ein gedankenvolles Ge-

ſicht und begann: „Sage mir aufrichtig, liebt Dich Anaſtaſia?“

„Aufrichtig, ich glaube nein.“

„Glaubſt Du nicht, daß ein Gedicht ſie rühren würde?“

„Ich glaube es,“ erwiederte Servatius, „und wollte Dir deßhalb den Rath ertheilen —“

„Und ich Dir!“ lachte Pankratius, „übrigens iſt mein Poem fertig.“ Er zog es hervor.

„Das meine auch!“ rief Servatius, „ich wollte eben zu Dir kommen, um Dir es vorzuleſen.“

Pankratius ſtellte ſich nun mitten in die Stube und trug ſeine Strophen vor, wobei ſeine Stimme anfangs ungeheuer heldenmäßig klang und zuletzt von Thränen erſtickt wurde. „Nun,“ ſagte er am Schluſſe, „wie findeſt Du das?“

„Ich finde es viel beſſer, als das meine.“

„Sei nicht zu beſcheiden,“ ſagten Pankratius, „laß hören.“

Nun las Servatius und Pankratius erklärte mit aufrichtigem Entzücken: Dieſe Verſe ſeien eines Puſchkin würdig.

Anaſtaſia erhielt noch an demſelben Tage beide Gedichte auf Roſapapier, fand beide hübſch, lobte das Talent der jungen Poeten, aber zeigte ſich nicht im mindeſten

gerührt. Der Flug, ihrer Phantasie ging höher, sie träumte von Duellen, Ueberfällen, von einer Entführung und dergleichen schönen Sachen. Sie träumte aber auch von Gondelfahren und Serenaden, ja von Serenaden sogar mit einer gewissen Ekstase und Regelmäßigkeit.

Es kam ihr Namenstag und natürlich beschloß Pankratius, Anastasia am Vorabende eine Serenade zu bringen. Dasselbe nahm sich Servatius vor. Ihr Mißgeschick verleitete sie, sich dießmal ihr Vorhaben gegenseitig zu verschweigen und das nur aus dem einfachen Grunde, weil man wohl einem Mädchen zu gleicher Zeit zwei Gedichte überreichen, aber nicht zwei Serenaden bringen kann, das verbietet schon die Harmonie.

Es war eine sternenhelle Nacht, die Luft mit jenem bitteren Wohlgeruch erfüllt, welcher im Frühling unsere Dörfer umweht, nichts war zu hören als das Rauschen des kleinen Baches und von Zeit zu Zeit das Gebell eines Hundes oder der Ruf des Wächters, welcher zugleich Dorf und Felder hütete. Da schlich Pankratius, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt, einen großen Strohhut auf dem Kopfe, unter dem Mantel eine Guitarre, an verschossenem blauseidenem Bande umgehängt, vor das Pfarrhaus. Er hatte ein Lied und auch zugleich die Musik dazu gemacht, mit diesem wollte er das schöne romantische Mädchen doppelt überraschen. Aber eigentlich

war es ihm gar nicht ſerenadenhaft zu Muthe, es fehlte ihm an Keckheit und guter Laune, ſein Herz pochte heftig und es kam ihm überdieß vor, daß ihn Jemand auslache, nur wußte er nicht recht wer. Die Sterne blinkten ſo ſpaßhaft und zuckten wie Einer, der ſpöttiſch mit den Augen zwinkert; die Bäume flüſterten eifrig, als unterhielten ſie ſich auf ſeine Koſten, die Blumen ſchaukelten leiſe, es klang wie Gekicher und dazwiſchen hörte er ganz deutlich das Gelächter der Eule. Pankratius blickte bald rechts, bald links, dann wieder zu dem erleuchteten Fenſter Anaſtaſia's empor und um Abwechslung in die Sache zu bringen, manchmal noch hinter ſich: er räuſperte ſich, er drapirte ſeinen Mantel etwas maleriſcher, ſetzte den Strohhut zurück, nahm die Guitarre von der Schulter, aber er wagte es nicht anzufangen, ja nicht einmal ein paar vorbereitende Akkorde zu greifen. Plötzlich hörte er einen langſamen ſchlürfenden Schritt, drückte ſchnell ſeinen Strohhut in die Stirne und ſchon kam ein Mann daher, gleich ihm in Mantel und Strohhut. Das war Servatius, der unter ſeiner Vermummung in gleicher Abſicht eine Guitarre verbarg, nur daß die ſeine an einem ganz neuen Roſaatlasbande hing, das er an demſelben Tage bei dem Juden Knobles gekauft hatte. Das ganze Verhängniß der beiden Freunde beſtand darin, daß in dem Augenblicke, wo ſie ſich ſahen, jeder von ihnen den

andern für den Wächter hielt, der durch seinen großen Strohhut und seinen kometenartigen Mantel für alle Welt gekennzeichnet war.

Zuerst stutzten beide, dann zogen sie sich rasch hinter das Haus zurück, jeder in der festen Ueberzeugung, daß der andere, der vermeintliche Wächter nämlich, einfach seines Weges gehen werde.

Nachdem einige Zeit Alles still gewesen war, faßte Pankratius Muth, schlich bis zur Ecke des Hauses und schaute vorsichtig hinaus; dasselbe that zu gleicher Zeit Servatius und als sie sich erblickten, fuhren beide blitzschnell wieder zurück.

Es wäre doch fatal, sich unter Anastasia's Fenster mit dem Wächter herumprügeln zu müssen, dachte Pankratius.

Ich kann doch unmöglich eine Serenade bringen, dachte Servatius, so lange dieser Kerl, der jetzt gewiß schon seinen Quart Branntwein im Leibe hat, mich beobachtet.

So warteten denn beide eine gute Weile und dann kam zuerst die gebogene Nase des Servatius neuerdings an der Ecke zum Vorschein. Doch es währte nicht allzulange und auch die Stumpfnase des Pankratius wurde sichtbar; beide zogen sich auch dießmal eilig zurück.

Es ist kein Zweifel, er lauert auf mich, dachte Servatius; für was hält er mich? Für einen Strolch, kein Zweifel.

Er muß glauben, daß ich einen Einbruch im Pfarr-

hofe beabsichtige, sagte Pankratius bei sich, er rührt sich nicht von der Stelle.

Wieder verging einige Zeit, wieder blickten beide um die die Ecke und wieder zogen sie sich bereits halb verzweifelt zurück.

Unter diesen Umständen ist es das Beste, sich zu entfernen und ihn dadurch von diesem Orte wegzulocken, das war der Gedanke, der beiden zugleich aufdämmerte und bald zum Entschlusse wurde. Beide entfernten sich also leise auf den Fußspitzen, jeder nach einer andern Himmelsgegend. Sie waren indeß noch nicht zweihundert Schritte vom Pfarrhause entfernt, als unerwartet vor demselben Gesang ertönte. Pankratius sowohl als Servatius ahnten sofort Böses, denn auch ein junger hübscher Theologe bewarb sich um die holde Anastasia; beide kehrten in einer Art Hundetrab zurück und richtig, da stand er, der Theologe, und sang zur Guitarre ein Lied.

Also doch eine Serenade, dachten beide, wo aber bleibt dießmal der Wächter? Das Fenster klang, Anastasia blickte herab, ihr hübsches, rundes Gesicht erschien bei der dämmerhaften Beleuchtung der Sternennacht vollends feenhaft, sie nickte dem galanten Theologen freundlich zu und gab ihm einen Wink, den Pankratius und Servatius vergebens zu deuten suchten. Doch der Theologe verstand ihn und war im nächsten Augenblicke verschwunden, ver-

muthlich über den Zaun in den Garten des Richters gesprungen. Und jetzt verstanden plötzlich die beiden Freunde den Wink Anastasia's, denn der würdige Pfarrer stürzte, das Weichselrohr seiner türkischen Pfeife schwingend, aus dem Thore und erwischte glücklich den Pankratius beim Mantel, während die nicht minder würdige Gattin des frommen Hirten, diesem eilig folgend, den armem Servatius fest hielt. Beide stammelten und bebten wie ertappte Diebe, beide läugneten, beiden wurde die Guitarre als corpus delicti vorgewiesen, bis endlich der Pfarrer und seine Frau, jedes seinen Gefangenen mitzerrend, vor dem Thore zusammentrafen, und in diesem Augenblicke das schöne weihevolle Lied, das die Alten in ihrer Nachtruhe gestört und aus den weichen Betten gejagt hatte, deutlich genug aus der Ferne herübertönte.

„Da haben wir den Missethäter!" riefen Servatius und Pankratius zugleich.

„Was wolltet Ihr aber mit Euren Guitarren?" schrie der Pfarrer, „Ihr hattet die gleiche ruhestörerische Absicht und verdient also auch geprügelt zu werden!"

„Ohne Zweifel, Hochwürden," entgegnete Pankratius, „aber dieses Verdienst besitzt in höherem Maße Jener, der die Serenade wirklich gebracht hat, wenn Hochwürden also durchaus prügeln wollen, so bitte ich, mit ihm den Anfang zu machen."

Jetzt erschien auch Anastasia als Schutzengel im weißen Nachtgewande mit langen griechischen Aermeln, die wie weiße Fittige flatterten. Das würdige Pfarrerspaar beruhigte sich und Servatius und Pankratius kamen für dießmal mit dem Schrecken davon, doch waren sie beide lächerlich geworden und konnten lange nicht in einer Gesellschaft junger Mädchen erscheinen, ohne daß diese in ihre Taschentücher hineingekichert hätten und, was das Schlimmste war, der junge Theologe bekam keine Prügel, sondern das Mädchen.

Unglück in der Liebe, Glück im Spiele und auf der Jagd, dachten nach dieser Niederlage Servatius und Pankratius einmüthig, wie sie überhaupt jederzeit dieselben Gedanken und Empfindungen hatten. Sie wurden also mit einem Male leidenschaftliche Jäger und bekamen bald sogar einen Ruf als solche. Servatius zeigte eine besondere Geschicklichkeit darin, die Trappen zu beschleichen, während Pankratius bei der Erlegung der Schnepfen glänzte. Wie sollten sie auch nicht Glück auf der Jagd haben, da sie schon mit Rücksicht auf die Mordgewehre, mit denen sie hinauszogen, den Bitten ihrer verzweifelten Mütter nachgaben und jeder für sich sein Waidmannsheil versuchte.

Doch der Teufel hat überall seine Hand im Spiele, man merkt wenigstens oft mehr davon, als von der

gütigen Vorsorge des Allmächtigen. Eines Tages wurde Pankratius zu Baron Brunitzki auf eine große Wolfsjagd geladen. Servatius erhielt keine Einladung, aber im letzten Augenblicke fuhr ein Freund vorüber, überredete ihn und nahm ihn mit. Im ersten Triebe durfte kein anderes Wild geschossen werden, damit die Wölfe nicht frühzeitig gewarnt das Gehege verlassen könnten. Zu Beginn des zweiten Triebes sah Servatius, der bis über die Knie im Schnee stand, plötzlich in einer Entfernung von etwa siebzig Schritten einen rothen Kopf aus einem beschneiten Gebüsch hervorblicken. Dieß konnte nur ein Fuchs sein, also schoß er, traf aber zu seinem Unglück einen Hund, welcher in den Schnee hinausſprang, sich in demselben wie ein Kreisel zu drehen begann und endlich niedersetzte, um ein erbärmliches Geheul zum Himmel zu senden. Servatius hätte sich am liebsten gleich selbst bei den Ohren genommen, er schämte sich, warf die Flinte über die Schulter und wollte einfach ausreißen, ehe seine Schandthat bekannt wurde. Wie er aber so hinter die Büsche gebückt, um ja von keinem Jäger bemerkt zu werden, seinen Stand verließ und seine Fuchsmütze auf dem Kopfe den Saum des Waldes zu gewinnen suchte, kam er an Pankratius vorbei und gerade dieser mußte ihn sehen oder vielmehr seine Mütze. Ohne sich eigentlich darüber klar zu sein,

was er vor sich habe, war Pankratius doch gewiß, ein Wild auf das Korn zu nehmen, als er seine Flinte abdrückte und den armen Servatius tüchtig anschoß. Der Verwundete schrie jetzt aus Leibeskräften, um nicht zu den Schroten, die ihn getroffen hatten, noch eine Kugel in den Leib zu bekommen. Pankratius eilte herbei und als er seinen Freund erkannte, fiel er ihm um den Hals, nannte sich den größten Esel im ganzen Königreiche und begann wie ein Kind zu weinen, so daß der blutende Servatius schließlich noch ihn trösten mußte.

In Folge aller dieser und vieler ähnlicher traurigen Vorfälle wurde endlich die Ansicht allgemein, daß Servatius und Pankratius sich in Folge irgend eines räthselhaften Verhängnisses gegenseitig Unglück brächten. Es fand ein großer Familienrath statt, zu dem von nah und fern alle Verwandten des Einen wie des Andern herbeikamen. Der Vater des Pankratius schlief bereits geraume Zeit selig auf dem Friedhofe des Dorfes, somit führte jener des Servatius den Vorsitz und zwar mit vielem parlamentarischen Geschick und eiserner Strenge. Obwohl mehr Frauen als Männer anwesend waren, kam doch jeder zu Wort und nur einmal sprachen zwei alte Tanten zugleich, wurden aber sofort von dem Vorsitzenden zur Ordnung gerufen. Zuletzt wurde der Beschluß gefaßt, daß die eine Familie die Gegend verlassen und wenn sie

dieſelbe ſchon verlaſſen, ſo weit als nur möglich fortziehen müſſe, und zwar ſollte das Loos entſcheiden. Nachdem der Antrag, Knöpfe zu ziehen, als veraltet zurückgewieſen und die Unmöglichkeit, eine ſchwarze und eine weiße Kugel herbeizuſchaffen, konſtatirt worden war, fanden ſich zu rechter Zeit zwei Ballen von einem alten in die Rumpelkammer geſtellten Billard, ein blauer und ein gelber. Dieſe wurden in eine Urne gethan, die einem Punſchnapf täuſchend ähnlich ſah, und der blaue ſollte zur Auswanderung verpflichten.

In dem Augenblicke, wo Servatius und Pankratius ihre Hände in dieſe Urne verſenkten, rief der Vater des erſteren:

„Ich bin überzeugt, daß ſie beide blaue Ballen ziehen würden, wenn mehr wie einer in der Urne wäre, ſo aber werden ſie ohne Zweifel zugleich nach dieſem einen greifen.“

Auf allen Geſichtern war die höchſte Spannung, als endlich ein Jeder von ihnen ſeinen Ball emporhob.

„Ich habe den blauen!“ rief Servatius.

„Da bleibt nichts übrig, als das Feld zu räumen,“ ſagte ſein Vater ſeufzend.

Die beiden Mütter lächelten.

Wirklich verkauften die Eltern des Servatius ihr Gut und kauften ein anderes jenſeits des Dnieſters.

Die beiden Freunde verſanken in tiefe Trauer, als

die ersten Anstalten zur Uebersiedelung ihnen keinen Zweifel mehr ließ, daß der für sie so furchtbare Entschluß auch wirklich ausgeführt werde. Als Servatius mit den Seinen fortzog, da war natürlich nebst andern Freunden auch Pankratius da, um von ihm Abschied zu nehmen. Die Beiden küßten sich immer wieder und sahen sich an, als wollten sie sich gegenseitig die theuren Gesichtszüge einprägen.

„Wir scheiden ja nicht für immer," sagte Servatius, während Pankratius nicht mehr Herr seiner Stimme war. Zuletzt weinten alle Beide. Der Wagen setzte sich in Bewegung und schon bei den ersten Schritten der feurigen Rappen brach die Achse.

Während der Kutscher den Schaden, so gut es ging, zu verbessern suchte, rief die Mutter des Servatius: „Wir werden noch alle den Hals brechen, wenn dieser Unglücksmensch nicht davon geht!"

Pankratius drückte also seine Mütze in die Stirne, schüttelte nochmals dem Servatius die Hand und lief, so schnell er konnte, querfeldein nach Hause und wirklich kam Servatius mit den Seinen ohne weitere Unglücksfälle glücklich nach seiner neuen Heimat.

Aber die Menschen fassen Vorsätze und der nächste Tag wirft sie um. Was hilft es der Fliege, wenn sie sich vornimmt, nicht in's Licht zu fliegen, so lange das

Licht weiterbrennt? sie fliegt endlich doch hinein. Allerdings sahen sich Servatius und Pankratius jetzt nur selten, daher im Ganzen jeder von ihnen mit einem Male ein erstaunliches Glück hatte; so oft aber der Zufall sie zusammenführte, gab es doch jedesmal allerlei ernstes oder heiteres Mißgeschick und es war nicht der Zufall allein, der sie zusammenführte, es war ihnen eben einfach nicht möglich, sich gar nicht mehr zu sehen.

Es kam das Jahr, wo beide der Kriegspflicht zu genügen hatten. Servatius hatte Plattfüße und wurde nicht assentirt, das ging vollkommen mit rechten Dingen zu, Pankratius aber hatte nicht den kleinsten Fehler. Er war gewachsen wie ein Saywoger Kosak und hätte sogar unter den Grenadieren Friedrich Wilhelms des Ersten eine Rolle gespielt. Man hätte ihn ohne Zweifel genommen, wenn Servatius zugegen gewesen, aber zum Glück saß er bereits in der Schenke bei einer Flasche Tokayer und nur so war es möglich, daß Pankratius auf den Einfall kam, Spaßes halber einmal die blaue Brille des Schulgehülfen aufzusetzen. Plötzlich schrie der Feldwebel seinen Namen, er zog sich rasch aus und vergaß in der Eile, die Brille abzunehmen, so daß er wie eine Karrikatur des Herkules vor die Kommission trat.

„Sie sind kurzsichtig," begann der Regimentsarzt.

„Ich, nicht im mindesten," stammelte Pankratius.

„Aha!“ rief der Erstere, „auch Einer, den das zweifärbige Tuch reizt und der auf das goldene Porte-Epée hofft, weil er ein Schlachzig ist. Umsonst, ich nehme Sie nicht, Sie sind kurzsichtig.“

„Aber ich versichere —“

„Wozu läugnen Sie? Sie haben ja doch eine Brille auf der Nase.“

Pankratius griff sehr bestürzt nach seiner kleinen Nase und wurde jetzt erst gewahr, daß er die Brille nicht abgenommen hatte; bisher hatte er es seiner furchtbaren Angst vor dem Militärdienste zugeschrieben, daß ihm Alles in dem Assentsaale so blau erschien. Man assentirte ihn einfach nicht und erklärte ihn sogar seiner Kurzsichtigkeit wegen für vollkommen untauglich.

Servatius und Pankratius hatten wiederholt in die Lotterie gesetzt und niemals nur eine einzige Nummer errathen. Nur einmal als Servatius, der es übernommen hatte nach der Kreisstadt zu reiten, zu setzen vergaß, erschienen sämmtliche Nummern. Jetzt geschah es, daß Pankratius einen sonderbaren Traum hatte. Er stand auf einer Wiese und sah den Mähern zu, welche auf derselben arbeiteten; seltsame Wohlgerüche stiegen auf, und er sog dieselben mit voller Brust ein. Plötzlich verwandelten sich die Menschen auf der Wiese in große Zahlen und er bemühte sich, dieselben seinem

Gedächtniß einzuprägen, in der Absicht, sie in die Lotterie zu setzen. Darüber erwachte er, es war heller Tag, er sprang aus dem Bette, holte das Traumbuch und erhielt von demselben folgende werthvolle Aufschlüsse: Zahlen sehen — Glück in der Lotterie, 53; Wohlgerüche — Reichthum, 36; Mäher arbeiten sehen — Glück und Segen, 45. Er setzte also 53, 36, 45, Terno secco und setzte einen ganzen Gulden, und richtig gewann er nicht weniger als 4800 Gulden.

Servatius, dessen Vater nicht lange nach der Uebersiedelung selig im Herrn entschlafen war, zeigte sich auf seinem Gute als vortrefflicher, fast übereifriger Wirth. Er benutzte jedes Fleckchen Erde und ließ unter anderm auch einen alten, von der Volkssage geweihten Grabhügel, eine sogenannte Mogila, umackern. Die Pflugschar warf einige polnische Münzen an das Licht des Tages. Nun ließ Servatius auf der Stelle ernstlich nachgraben und es fand sich ein wahrer Schatz von altpolnischen und römischen Münzen, römischen Waffenstücken, altslavischen Geschirren und Werkzeugen. Das Alles verkaufte er zu hohem Preise nach Wien, so daß es fast besser war, als ein Terno in der Lotterie. Entdeckte Pankratius eine ergiebige Erdölquelle, so fand Servatius dafür ein Kohlenlager, das ihn im Laufe der Jahre reich zu machen versprach. Servatius kam nach Lemberg, wurde von dem

Präsidenten zu einer Soiree geladen, den Damen vorgestellt, gefiel der Gemahlin eines einflußreichen Generals und bekam bei der nächsten Gelegenheit Lieferungen für das Aerar, welche sein Vermögen ansehnlich vermehrten. Pankratius nahte nicht lange darnach das Glück in einer minder anmuthigen, dafür aber ungleich majestätischeren und mächtigeren Gestalt.

Der Kaiser kam nach Galizien. Damals gab es noch keine Eisenbahnen; nur die reichen Magnaten konnten nach der Hauptstadt eilen, um ihn daselbst zu begrüßen. Der Landadel versammelte sich in den Kreisstädten. Bei dem Empfange des Kaisers in Kolomea fehlte Pankratius ebensowenig als Servatius. Der Kaiser sprach mit keinem von ihnen ein Wort. Wie sollte er auch? Es gab da tausend Edelleute oder mehr, er hätte ja einen ganzen Tag dazu gebraucht, um nur an jeden die Frage zu richten, wie er sich befinde? Und wie sollten kleine Gutsbesitzer wie Servatius und Pankratius den Muth haben, den Monarchen anzusprechen in jener Zeit, wo es höchstens erst ein wenig dämmerte und es noch keine Staatsbürger, sondern nur Unterthanen gab?

Als der Kaiser jedoch am folgenden Tage die Kreisstadt verließ, fuhr Pankratius mit seinen nicht besonders schönen, aber feurigen vier Pferden auf derselben Straße nach Hause und just, wie er den Wagen des Monarchen

einholte, stürzte eines der herrlichen Pferde, die vor denselben gespannt waren, brach den Fuß und kaum hatte der Kaiser den Wagen verlassen, stürzte dieser in den Straßengraben und zwei Räder gingen in Stücke. Das wäre ein Unglück gewesen, wenn außer Pankratius auch noch sein Freund Servatius zugegen gewesen wäre; so war es aber ein seltenes und großes Glück, denn Pankratius konnte, ohne nur im mindesten kühn zu erscheinen auf der Stelle aus dem Wagen springen und mit abgezogener Mütze dem Kaiser sein Gefährte anbieten. Der Monarch nickte gnädig und nahm das Anerbieten an. Pankratius setzte sich selbst auf den Bock, ergriff die Zügel und führte den Kaiser bis Czernowitz. Der Monarch erklärte, noch nie so gut gefahren zu sein und forderte Pankratius auf, sich eine Gnade auszubitten. Wenn Servatius zugegen gewesen wäre, so hätte sich der arme Pankratius einen Orden, einen Titel oder sonst ein Ding ausgebeten, mit dem ein Gutsbesitzer bei uns nichts Rechtes anzufangen weiß. So aber bat er, Seine Majestät möge ihm ein kleines Kameralgut, das unmittelbar an das seine stieß, für zwanzig Jahre in Pacht geben. Da sein Angebot durchaus nicht gering war, so war der Monarch über diese bescheidene Bitte erstaunt und bewilligte sie ohne Weiteres. Pankratius hatte aber sehr klug gerechnet, denn er hob gleich im ersten Jahre

den Ertrag des Gutes beinahe auf das Doppelte und vermehrte so sein Vermögen im Laufe der Jahre nicht unbeträchtlich.

Servatius und Pankratius erschienen im nächsten Jahre zusammen im Landtage von Lemberg. Sofort hatte sie das Mißgeschick beim Rockzipfel. Die damaligen Landtage waren nicht viel mehr als eine prächtige Auffahrt der hohen Geistlichkeit und des Adels, ein Schaustück für den Pöbel. Im Landtagssaale wetteiferten die Vertreter des Landes und die Vertreter der Regierung in der Kunst, mit Würde zu schweigen. Sie schwiegen zu Allem, was vorgebracht wurde, und hießen es gleichfalls schweigend gut. Dießmal gab es aber doch ein unangenehmes Aufsehen, als Servatius und Pankratius sich nicht damit begnügten, zu dem Vortrage des Landesmarschalls zu schweigen, sondern, wahrscheinlich um ihre Genossen noch an Loyalität zu übertreffen, einschliefen und Schulter an Schulter gelehnt endlich sogar laut zu schnarchen begannen. In Folge dieses Ereignisses ließen sich die beiden Freunde ein paar Jahre weder im Landtage, noch in Lemberg überhaupt blicken. Dann erschien wieder einmal Servatius allein im Landtagssaale. Alle Blicke richteten sich auf ihn, er fühlte dieselben wie kleine empfindliche Mückenstiche, aber er hielt sie aus und endlich befreite ihn der Gouverneur

von der allgemeinen Aufmerksamkeit, indem er eine Vorlage der Regierung laut vorzulesen begann.

Es war Winter, in dem sonst ungeheizten Saale lagen zahlreiche Fliegen im Winterschlafe erstarrt hinter den Fenstern und auf den Fensterbänken. Zu der Sitzung des Landtages — es fand damals nämlich nur eine Sitzung statt — war der Saal stark geheizt worden und in Folge dessen eine große, schwarze Fliege zum Leben erwacht. Diese einzige Fliege ließ sich vernehmen, als der Gouverneur begann und deßhalb lautlose Stille eintrat. Sie summte fröhlich hin und her und erwählte sich endlich gerade das unglückliche Haupt der galizischen Regierung zu ihren durch einen voreiligen Frühlingsjubel veranlaßten gymnastischen Uebungen. Außer dem Gouverneur selbst bemerkte dieß Niemand im ganzen Saale als Servatius. Mit einer gewissen freudigen Erregtheit und Spannung folgte er den graziösen Evolutionen des kleines Thieres; er sah, wie es sich dem Gouverneur auf die Hand setzte, auf dieselbe Hand, in der er das hochwichtige Aktenstück hielt, aus dem er mit offizieller Eintönigkeit vorlas. Er sah, wie der Gouverneur es mit einer Bewegung der Hand verscheuchte und wie es nach kurzer Zeit wiederkam und von neuem verscheucht auf seinem Ohre Platz nahm und, das eine Füßchen gleich einer Tänzerin erhebend, zuerst

den einen und dann den andern Flügel glättete. Der Gouverneur begnügte sich, einige Male mit dem Kopfe zu schütteln, wie ein Pferd, das von Bremsen verfolgt wird; als es aber nicht gelingen wollte, die Fliege dauernd zu vertreiben, nahm er seine linke Hand zu Hülfe, was jedoch nur den Erfolg hatte, daß die Fliege sich entschloß, sein Ohr zu verlassen und dafür aber auf seiner von zwei stark ergrauten Haarbüscheln eingerahmten Glatze Posto zu fassen. Die Spannung, mit der Servatius dieß alles beobachtet hatte, steigerte sich bis zum Vergnügen, das Vergnügen zur Heiterkeit, als er den ohnmächtigen Kampf weiter verfolgte, den der Gouverneur im traurigen Zwiespalte einerseits mit seiner staatsmännischen Würde, anderseits mit der ihn peinigenden Fliege zu bestehen hatte. Und als endlich die neuerdings verjagte Fliege sich auf die Nase des Gouverneurs setzte und mit all ihren Füßchen auf derselben herumzutrippeln begann, da dachte Servatius, als er das wüthend lächelnde Gesicht der Excellenz sah: Es ist doch merkwürdig, daß er nicht lacht, sie muß ihn doch furchtbar kitzeln. Und er stellte sich dieß so lebhaft vor, daß er plötzlich selbst laut auflachte. Es war nur ein Moment, im nächsten hatte er sich gefaßt oder vielmehr sein Taschentuch zwischen die Zähne geschoben, nichtsdestoweniger hatte er bereits das höchste Aufsehen erregt.

Sein Auflachen wurde von allen Anwesenden mit dem Passus in Beziehung gebracht, den der Gouverneur soeben verlesen. Dieser richtete einen strafenden Blick auf Servatius, während die Mitglieder des Landtages, halb erschreckt, halb bewundernd auf ihn schauten. Servatius galt fortan als ein freisinniger Kopf und ein kühner Charakter und genoß beim Adel ein großes Ansehen.

Es war im Frühjahr, der Schnee schmolz auf den Karpathen und stürzte in hundert schäumenden Bächen in die Ebene herab. Alle Wasser schwollen beträchtlich an, der Dnieſter riß Felsstücke, Bäume, Mühlen und Häuser fort, während andere kleine Flüsse die elenden Holzbrücken mitnahmen und die Straßen unter Wasser setzten. Pankratius stand eines Morgens an dem Ufer des Flüßchens, das die Grenze seines Gutes gegen Westen bildet, und unterhielt sich damit, den schmutzigen Wellen zuzusehen, wie sie Balken, Bretter, Zweige und andere Trümmer abwärts trieben. Da nahte unerwartet auf der Straße ein leichter Wagen, mit zwei erbärmlichen, struppigen Pferden bespannt, in dem ein kleines, zartes Mädchen mit schwarzen Locken und sanften braunen Augen saß, während ein alter Kutscher das Gespann mit Stricken lenkte. Plötzlich hielt dieser an, legte die Hand über die Augen, stand endlich gar auf, und nachdem er sich wieder niedergelassen hatte, rief er,

gleichsam den Himmel anklagend: „Mein Gott, hier war doch eine Brücke! es wird sie doch nicht der Teufel geholt haben?“ Pankratius, der bisher ganz nur in den Anblick des Fräuleins, das ihm ausnehmend ätherisch und reizend erschien, versunken war, übernahm es, dem alten Kutscher im Namen des Himmels Antwort zu geben.

„Der Teufel hat sie nicht geholt!“ rief er, indem er zugleich die Dame ehrerbietig grüßte, „sondern das Wasser.“

„Was ist da zu machen?“ murmelte der Kutscher, indem er sich auf der Stirn kraute, „man könnte schon allenfalls durch das Wasser fahren, aber ich stehe nicht dafür, daß die Pferde — am Ende ertrinken wir noch alle.“

Das Fräulein im Wagen erhob die Augen zum Himmel und schlug die Hände zusammen. „Wir müssen hinüber!“ rief sie, „mein Vater ist schwer krank, ich will lieber alles wagen, als vielleicht zu spät kommen.“

„Wir werden ja sehen, Fräulein“, stammelte Pankratius, „ich bitte nur um diese eine Gnade, daß Sie sich mir vollkommen anvertrauen.“ Und ehe das hübsche Mädchen noch recht wußte, um was es sich handle, hatte Pankratius, der blonde Herkules, dasselbe bereits aus dem Wagen gehoben und trug es nun auf seinen Armen durch das schäumende Wasser. Wohl ging ihm die Fluth bis an die Brust, einem Manne von gewöhnlicher Größe hätte sie das Kinn umspült, aber er schritt ruhig vor-

wärts, ohne nur einen Augenblick zu schwanken, nur etwas der Strömung nachgebend, so daß er nicht in gerader Linie, sondern in einem schiefen Winkel auf das jenseitige Ufer zusteuerte und dasselbe endlich auch glücklich erreichte. Nachdem er seine süße Last zur Erde gesetzt hatte, war dieselbe vollständig bezaubert von dem blonden Riesen; er entzog sich aber ihrem Danke und nachdem auch der Kutscher unter seiner Leitung mit Pferden und Wagen hinübergekommen war, ergriff er vollends die Flucht unter dem Vorwande, daß er seine Kleider wechseln müßte. Einige Wochen vergingen. Der blonde Pankratius hatte genügend Zeit, von der jungen, schwarzlockigen Dame zu träumen, bis eines Tages der Vater derselben in seinen Hof fuhr, absprang, ihn in seine Arme schloß, auf beide Wangen küßte und dann ausrief: „Sie haben ein schönes Unglück angerichtet, Herr Wohlthäter, außer Sie haben die Absicht, meine Tochter zu heirathen, denn dieselbe ist ganz weg in Sie, ganz weg!" Es folgten Erklärungen. Pankratius fuhr mit dem alten Herrn auf dessen Gut und sein Erscheinen genügte, um den Knoten zu lösen. Das schöne Mädchen flog ohne Weiteres an seinen Hals und noch an demselben Abende wurde die Heirath abgemacht.

Natürlich durfte bei der Hochzeit Servatius nicht fehlen. Nach der Tafel brannten die beiden Freunde

zuſammen ein großartiges Feuerwerk ab, alles ging herrlich, als aber die Bewohner des Edelhofes und ihre Gäſte eben zur Ruhe gegangen waren, wobei die Herren meiſt auf dem Stroh ſchliefen, das im großen Tanzſaal aufgeſtreut war, ertönte plötzlich der Schreckensruf „Feuer!“ und im ſilbernen Lichte des Mondes bevölkerte ſich ſchnell der weite Garten mit Geſtalten wie aus der Kloſterſcene in Robert dem Teufel, indem alles im Hemde in das Freie ſtürzte, mit Ausnahme eines Herrn, der in ſeiner Angſt doch noch Zeit gefunden hatte, ſeinen Cylinderhut aufzuſetzen und ſeine Ballhandſchuhe anzuziehen. Es zeigte ſich bald, daß nur die Scheune brannte, die Bauern halfen löſchen und ſo groß auch der Schaden war, ſo wurde doch das Wohnhaus gerettet und kein Leben kam in Gefahr.

Bald darnach lernte Servatius eine junge Wittwe kennen, eine große, üppig ſchöne Frau von 22 Jahren, eine vollendete Dame, ſehr gebildet und vermögend. Er gewann ihr Herz auf eine minder romantiſche Weiſe als Pankratius das ſeiner jungen Gattin. Die junge Wittwe war ſehr bequem. Servatius traf ſie in einer Soirée und bediente ſie mit ſolchem Eifer, daß ſie plötzlich ausrief: „Sie ſind ein Cavalier!“ und ihn beim Abſchied mit einem entzückten Lächeln einlud, ſie zu beſuchen. Servatius kam in der That und kam bald täglich, er zeigte

ſich erfinderiſch, ihr das Leben, das den Reichen ungleich ſchwerer wird, als den Armen und Arbeitenden, zu erleichtern. Es lag Poeſie darin, wie er ihr die Sophakiſſen zurechtlegte, in die ſie ihn anlächelnd ihren üppigen Nacken verſenkte, in der Art, wie er ihr den Schemel unter die kleinen Füße ſchob und ſie beim Thee mit der zierlichen ſilbernen Gabel fütterte. Als endlich der Tag kam, wo er ſich verabſchiedete, um zu ſeiner Wirthſchaft zurückzukehren, brach die junge Dame in Thränen aus. Sie war zum erſten Mal in ihrem Leben aufgeregt, ja außer ſich: „Es iſt ja mein Tod“, rief ſie aus, „wenn Sie fortgehen!“ Und als Servatius betheuerte, daß ſeine Anweſenheit auf ſeinem Gute durchaus nothwendig ſei, erwiderte ſie mit liebenswürdigem Trotz: „Wenn Sie nicht bei mir bleiben, gut, dann fahre ich mit Ihnen.“

Servatius wurde blutroth, ſie bemerkte ſeine Verlegenheit und fuhr fort: „Ach, ich habe ganz vergeſſen, daß ſich das nicht ſchickt, aber ich habe mir wahrhaftig eingebildet, daß ich bereits ſo etwas wie Ihre Frau ſei, und warum ſollten wir eigentlich nicht ein Paar werden? Unſerer Heirath ſteht ja nichts im Wege.“

„In der That gar nichts“, ſtammelte Servatius freudig überraſcht.

Trotz dem Unglück bei der Hochzeit des Pankratius wurde dieſer doch ſelbſtverſtändlich zu jener des Serva-

tius eingeladen, aber das wurde gleich ausgemacht, daß dießmal kein Feuerwerk abgebrannt werden sollte. Die Trauung ging ohne Unglücksfall vorüber, ebenso die Tafel und beinahe auch der Ball, der in einem hölzernen Nebengebäude stattfand, in dessen erstem Stockwerk ein Saal für solche Feste schon von Alters her eingerichtet war. Bis Mitternacht gab es nichts, was die Freude getrübt hätte; da plagte den Servatius und Pankratius der Teufel, zusammen einen Kosak zu tanzen. Warum sollten sie auch nicht? Ein Kosak ist ja noch lange kein Feuerwerk, aber in ihrer Freude stampften die Beiden so furchtbar, daß ihre mit Stahl beschlagenen Absätze in der That Funken gaben und plötzlich mit furchtbarem Gepolter die ganze heitere Gesellschaft sammt dem Fußboden in das Parterre hinabstürzte. Zum Glücke hatte man bereits Vorkehrungen getroffen, die Gäste im Edelhofe übernachten zu lassen und in dem Raume unter dem Tanzsaale die Betten für die Dienstleute und die fremden Kutscher aufgerichtet. So fielen denn alle ziemlich weich und es gab nur wenige zerschundene Nasen, blaue Ellenbogen und, streng genommen, überflüssige Ohnmachten.

Nach diesem Vorfall bekamen Servatius und Pankratius endlich selbst Angst und wagten es nicht mehr, das Schicksal unnöthigerweise herauszufordern, ja sie wichen sich sogar thunlichst aus. Aber sie sollten er-

fahren, daß es keine Vorsicht gibt, die gewissen räthsel-haften Gesetzen der Natur zu entrinnen im Stande wäre, und daß in dem Leben gewisser Menschen trotz aller guten Vorsätze und Vorkehrungen sogar bestimmte Si-tuationen mit einer erschreckenden Gleichmäßigkeit wieder-kehren. Einmal hatte Pankratius ein Geschäft, ein wichtiges, unaufschiebbares Geschäft in der Nähe des Ortes, wo Servatius wohnte. Begreiflicherweise hatte Servatius an demselben Tage ein ebenso dringendes Geschäft in der Nähe des Pankratius. Damit ja kein Unglück geschehe, faßten beide mit einer Einmüthigkeit, die ihresgleichen suchte, die bezüglichen Entschlüsse. Wie wenn sie sich gegenseitig ihr Ehrenwort verpfändet hät-ten, bediente sich keiner von ihnen eines Pferdes oder eines Wagens, sondern beide gingen gleich gewissenhaft zu Fuß bei Nacht, unbewaffnet, nur mit einem tüchtigen Stocke versehen. Es war eine schöne, etwas schwüle Sommernacht und so hatte die Expedition anfangs den harmlosen Charakter einer angenehmen Fußtour. Leider trafen sich beide an einer Stelle, wo schon oft Rauban-fälle und sogar blutige Morde stattgefunden hatten, und sie trafen sich so plötzlich, daß an ein Ausweichen oder Umkehren nicht mehr zu denken war. Jeder sah den andern mit einem Stock bewaffnet und jedem fiel es auf, daß der andere stehen blieb und ihn musterte.

Es ist offenbar ein Strolch, wenn nicht ein Räuber, dachte Pankratius. Servatius lag es vollkommen ferne, einen andern Gedanken zu haben, als sein lieber, guter Freund. Also überlegten sie in seltener Uebereinstimmung weiter: Wozu wäre es gut, gleich zuzuschlagen? Es ist besser, sich vorläufig nur in Respekt zu setzen. Und so hoben beide zugleich die Stöcke und begannen zu pfeifen, um auf feine Weise anzudeuten, daß sie sich durchaus nicht fürchteten. Nun hielt aber jeder den andern für den Angreifer und den Pfiff für ein Signal, das die Genossen herbeiführen sollte. Beide hieben zu, beide stürzten und boten sich auf der Erde liegend gegenseitig ihr Geld an. Jetzt erst erkannten sie sich und mußten zuerst beide lachen, obwohl ihnen das rothe helle Blut an den Köpfen herabrann. Aber sie lachten nicht allzulange, denn sofort erwachte in jedem das Mitleid für den andern. Pankratius gewahrte die Wunde, die er dem Servatius geschlagen, und fing an, ihn um Vergebung zu bitten und laut zu jammern, während dieser zum nahen Bache eilte, sein Tuch in denselben tauchte und die Wunde seines Freundes zu verbinden begann.

Es nützt nichts, es ist einmal unser Schicksal; in diesem weisen Ausspruche kamen Servatius und Pankratius nach diesem neuen Mißgeschick überein, und da

sie sich sehr lieb hatten, so beschlossen sie, dieses Schicksal geduldig zu ertragen, denn einmal im Jahre mußten sie sich ja doch sehen, und ein Malheur im Jahre ist schon zu ertragen.

Indeß verbreitete sich plötzlich der Glaube, daß Servatius und Pankratius nicht nur sich, sondern auch Andern Unglück brächten, so oft sie zusammenkämen. Ihre Freunde begannen sie zu beobachten und fanden diese Annahme leider nur zu sehr bestätigt. Bei einer Entenjagd, wo die Beiden zugegen waren, schien anfangs das Glück den Jägern sogar ausnehmend hold; man erinnerte sich nicht, seit vielen Jahren an einem Nachmittage so viel Stockenten erlegt zu haben, wie an diesem. Besonders Servatius und Pankratius, die es sich nicht nehmen ließen, denselben Kahn zu besteigen, mordeten nur so unter den armen Enten und der Kahn, der wahrscheinlich irgendwo ein Leck hatte, füllte sich immer mehr mit Enten und Wasser. Plötzlich ging er auf den Grund und die Jäger standen bis an den Hals im Teiche und hatten nur noch eben Zeit, ihre Gewehre über die Köpfe empor zu halten, während die todten Enten förmlich um sie herum schwammen. Der Schlamm gab unter ihren Füßen nach, die Andern schrien aus Leibeskräften. Pankratius zitterte indeß nur um das Leben des Servatius und dieser rief immerfort: „Halte Dich an mich, sonst

ertrinkst Du!" wie wenn der blonde Riese einer Stütze bedurft hätte. Und sie wären endlich wirklich ertrunken, wenn nicht die Bauern und Juden aus dem Dorfe herbeigeeilt wären und sie mit Hülfe langer Stangen herausgezogen hätten.

Oder Servatius und Pankratius trafen sich zu Ostern bei einem Geweihten auf dem Gute eines Freundes, sie und ihre Frauen, die sich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male sahen und sofort von einander entzückt zeigten. Die ätherische Frau des Pankratius erschien der hochgewachsenen, üppigen Gemahlin der Servatius wie' ein Engel und diese ihr gleich einer vollendeten Monarchin. Sie küßten sich nach der ersten halben Stunde, waren Du und Du nach der zweiten und nach der dritten fuhren sie bereits alle in dem Schlitten des Pankratius heim, denn die beiden Männer, selig über die Sympathie ihrer Frauen, vergaßen alle ihre früheren Mißgeschicke und beschlossen, die schönen Osterfeiertage zusammen zu verleben. Wie sie aber so fröhlich über die Schneefläche dahin fuhren beim silberhellen Ton der Glöcklein, dem lustigen Geknall der Peitsche und dem hellen goldigen Sonnenschein, da sah die Frau des Pankratius, deren Blick unverwandt an dem schönen Antlitz ihrer neugewonnenen Freundin hing, diese plötzlich hoch emporschweben, was sie um so mehr in Er-

ſtaunen ſetzte, als dieſes zum Himmel Fliegen mehr ihre Sache ſchien. Die beiden Männer ſchrien auf, der Kutſcher ſtieß einen Fluch aus und ſchon war der Schlitten umgeworfen und hatte ſeine Inſaſſen in den Schnee geſchleudert. Zum Unglück kam die üppig ſchöne Frau des Servatius mit ihrem ganzen majeſtätiſchen Gewicht auf den kleinen ätheriſchen Engel zu liegen, keine von beiden konnte ſich rühren. Der Engel ſchrie erbärmlich, während die majeſtätiſche Dame ſich damit begnügte, leiſe zu ſtöhnen. Indeß hatten ſich Servatius und Pankratius aufgerafft, der letztere begann ſeinen Freund zu betaſten und fragte in höchſter Angſt: „Haſt Du Dich verletzt, Servatius?“

„Was liegt an mir?“ erwiderte dieſer, „aber Du? Haſt Du Dir vielleicht recht weh gethan?“ So ging es weiter, bis endlich beide Frauen laut und gereizt um Hülfe riefen. Jetzt erſt dachten die Herren daran, ihnen aufzuhelfen, was auch bald gelang. Kaum waren aber die beiden Schönen auf den Beinen, begann eine jede ihren Mann mit Vorwürfen zu überſchütten. „Uns habt Ihr natürlich ganz vergeſſen, Ihr lieben guten Männer und galanten Cavaliere!“ rief der Engel.

„Mich ſo liegen zu laſſen und noch dazu auf dieſer armen kleinen Seele, die faſt unter mir erſtickt wäre“, ſagte die Monarchin mit ruhiger Bosheit, denn ſie ſtrengte

sich nicht einmal dann an, wenn es galt, ihren Zorn zu äußern.

„Aber man muß doch zuerst nach dem Gaste fragen", sagte Pankratius; es war die einzige Entschuldigung, welche er hervorzubringen im Stande war. Servatius dagegen schwieg hartnäckig und zupfte so nebenbei seinen schwarzen Schnurrbart.

„Noch nie ist mir etwas Aehnliches geschehen, obwohl ich schon dreißig Jahre umherfahre", sprach der Kutscher, „da muß der Teufel im Spiele sein." Er spuckte aus und bekreuzte sich.

Einmal kam Pankratius zu einem Gutsbesitzer in der Karpathengegend; nachdem die Geschäfte abgethan waren, gab es ein heiteres Gelage und ein Spielchen. Die Unterhaltung wurde noch dadurch besonders gewürzt, daß der Hausherr einige schreckliche Räubergeschichten zum Besten gab. Die Wirkung derselben war eine so nachhaltige, daß er es nothwendig fand, zuletzt lächelnd die Versicherung zu geben, daß man in dieser Gegend seit Jahren nichts mehr von ähnlichen Unthaten gehört habe.

„Es sind also überhaupt hier keine Räuber?" fragte Pankratius.

„Keine Spur", erwiderte der Hausherr, während er Karten gab und die Pfeife mit den Zähnen festhielt.

Plötzlich ging die Thüre auf und Servatius trat ein. Die beiden Freunde schrien auf vor Freude, umarmten und küßten sich, aber sie hatten noch nicht Zeit gehabt, sich gegenseitig nach ihrem Befinden und dem ihrer Frauen zu befragen, als schon gellende Pfiffe ertönten, Flintenläufe durch die zerschlagenen Fensterscheiben hereinblickten und geschwärzte Gesichter in der Thür sichtbar wurden. Da war nichts zu machen, als sich zu ergeben. Nachdem alle Anwesenden gebrandschatzt worden waren, entfernten sich die Räuber mit einem herzlichen „Bleibt gesund!" Alle blickten vorwurfsvoll auf die beiden Unglücksvögel, aber Pankratius, der am meisten geplündert worden war, betheuerte laut lachend: „Bah, das macht nichts, haben wir uns doch wieder einmal gesehen und so was läßt sich nicht theuer genug bezahlen!"

Aber ihre Freunde dachten anders und schlugen den richtigen Weg ein, um weitere Unglücksfälle zu verhüten. Eines Tages kam die majestätische Gemahlin des Servatius bei Pankratius angefahren und hatte eine lange Unterredung mit dem kleinen Engel. Die Folge derselben war, daß sich Servatius und Pankratius schon am nächsten Tage in dem Hause eines Verwandten des erstern trafen und hier zuerst von ihren Freunden und dann auch von ihren Frauen beschworen wurden, ein für alle Mal den Entschluß zu fassen, in keiner Weise

mehr zu verkehren und zuſammenzukommen. Es ſchien einen Augenblick, als wenn die ſammetſchwarzen Augen des Engels vergebens zu dem großen Pankratius emporſchmachten ſollten und als ob die ſammetweiche, zum Ueberfluſſe noch von ſchwellendem Pelzwerke umrahmte Hand der üppig ſchönen Monarchin ohne Erfolg die finſtern Falten von der braunen Stirne des Servatius wegzuſtreicheln ſuchen würde. Denn ſie ſtreichelte ihn wirklich, ſo mühſam es ihr auch wurde.

Pankratius rief mit einer Art Wuth aus: „Was für Thorheiten! Es nützt doch Alles nichts, unſer Schickſal muß ſich erfüllen und was wir nicht thun wollen, thut der Zufall.“

„Und ich bin gewiß“, behauptete Servatius mit finſterem Trotz, „daß, wenn wir uns wirklich fünf Jahre nicht ſehen ſollten, wir uns dafür im ſechsten ohne Zweifel erſchlagen werden.“

Da rief und noch dazu mit einer Kraft, die der bequemen, ſtets ſanft murmelnden Dame Niemand zugetraut hätte, die Frau des Servatius: „Ich weiß ein Mittel, das einzige!“

„Welches? riefen Alle zugleich.

„Servatius und Pankratius müſſen übereinkommen und ſich mit einem Schwure verpflichten, den Dnieſter nicht mehr zu überſchreiten, ſo daß Servatius nur auf

dem linken, Pankratius nur auf dem rechten Ufer fernerhin seinen Geschäften und Vergnügungen nachgehen darf."

„Sehr gut, sehr gut!" riefen die Freunde.

„Aber bildet Euch nicht ein", sagte Pankratius, „daß der Dniester uns trennen wird. Mir ist leid um den armen Dniester, er wird eines Tages versiegen, sage ich Euch, und wir werden ihn überschreiten trockenen Fußes, wie die Israeliten das Rothe Meer, ohne es zu wissen, und es wird doch ein Unglück geschehen."

Nun begannen wieder die sammtenen Augen zu spielen und die sammtene Hand zu streicheln und endlich willigten Servatius und Pankratius ein, unter schweren Seufzern, und leisteten feierlich den verlangten Schwur und nahmen dann Abschied für immer mit unzähligen Küssen, während große Thränen über ihre Wangen herabliefen.

Sie haben ihr Wort gehalten und keiner von ihnen hat seitdem den schönen grünen Dniester überschritten und es hat auch wirklich keinen nennenswerthen Unglücksfall seitdem gegeben.

Es gibt Leute, welche sich darüber lustig machen und sogar in allem Ernste erzählen, die Beiden hätten eine unüberwindliche Furcht vor dem Wasser. Aber was wissen die Leute? Servatius und Pankratius wissen es besser.

Vom Baume des Schweigens.

Motto: „Am Baume des Schweigens
hängt als Frucht der Friede."
Arabiſches Sprüchwort.

Erſtes Kapitel.

Der neue Monte Chriſto.

Als 1870 die erſten Preußen vor Paris erſchienen, kann dies keine größere Aufregung hervorgerufen haben, als an dem Tage, wo Pan Joachim Paltſchinſki in dem kleinen Karpathenbade Jurowa ankam. Die ganze ſehr vornehme Badegeſellſchaft von wirklichen 47 Gäſten — der Badearzt Herr Janiſchewſki zählte, nach Gott weiß welcher neuen mathematiſchen Methode, deren ſtets mindeſtens 100, verſtieg ſich aber an Tagen, wo neue angeſehene Fremde eintrafen, bis zu 200 — bekam das Fieber. Dieſe Menſchen, welche ſeit vollen zwei Wochen gegähnt und endlich ſogar, wie Soldaten bei forcirten Märſchen, ſtehend und gehend geſchlafen hatten, befanden ſich mit einem Male in der angenehmſten Stimmung von der Welt; alle ihre Lebensgeiſter waren erregt, alle ihre Nerven geſpannt, und was die Hauptſache war, ſie hatten wieder einen Geſprächsſtoff, denn

dieſer war bereits ſo vollſtändig erſchöpft geweſen, wie eine Quelle auf der Steppe im Hochſommer.

Von den drei Kreiſen, welche die Badegeſellſchaft von Jurowza bildete und — die ebenſo — wie die drei gegen Friedrich den Großen im ſiebenjährigen Kriege verbündeten Reiche von Maria Thereſia, Zarin Eliſabeth und Marquiſe von Pompadour — von drei Damen, der Gräfin Baranieska, Frau Nathanſohn und Fräulein Tarnowſka regiert wurden, athmete insbeſondere der letztere, ſo zu ſagen erlöſt, auf.

Im Salon der Gräfin tröſtete man ſich noch einigermaßen mit der Roulette, bei Frau Nathanſohn las man klaſſiſche Stücke mit vertheilten Rollen, wobei es vorkam, daß Wallenſtein durch die Naſe ſprach, wie ein unverfälſchter Hebräer, und die Maria Stuart jedes R verdoppelte, aber auch das war noch eine Reſſource; in dem Kreiſe dagegen, welcher Fräulein Tarnowſka, eine in der Nähe begüterte junge Dame, umgab, herrſchte die Stille eines Tempels. Alle Mitglieder desſelben kannten nur einen Beruf, nur ein Vergnügen, das, der jungen, reizenden Dame zu huldigen, und da dies insgemein doch ſehr wenig Abwechslung bietet, ſo laſtete endlich eine wahrhaft bleierne Langeweile auf dieſer Coterie. Anfangs brachte der jüngere Gottwald durch die Oden, Elegien und Sonette, welche er zu Ehren der Huldin

unter mannigfachen Leiden und Mühseligkeiten zusammenstoppelte und mit einem meckernden Pathos vortrug, einige Heiterkeit hervor, aber endlich lachte man nicht einmal über seine unglaublich kühnen Verse und Reime und er konnte sogar Faniska, so hieß Fräulein Tarnowska, auf Paprika reimen oder sie mit der Cholera vergleichen, die ohne Schonung Jung und Alt hinwegraffe, ohne daß Jemand nur eine Miene verzog; ja, in der dumpfen Verzweiflung, die sich Aller bemächtigt hatte, begrüßte man es als eine zarte Aufmerksamkeit, als eine edle That, daß der jugendliche Poet eine Tragödie zu schreiben begann, in deren Heldin, Semiramis, er merkwürdigerweise Fräulein Tarnowska zu zeichnen und zu verherrlichen beabsichtigte.

Die freudige Spannung, welche das Erscheinen eines Mannes hervorrief, dessen Name Allen fremd war, den Niemand kannte, und zwar schon deßhalb nicht kannte, weil ihn Niemand zu sehen bekam, ist daher leicht begreiflich. Man wußte nur, daß er von Sonak aus, wo er mit dem Lemberger Eisenbahnzuge angekommen war, in einem kleinen Bauernwagen, aus Weidenruthen geflochten und nicht größer als ein Korb, seinen Einzug in Jurowza hielt, oder eigentlich vor dem Bade erschien, da er seine Wohnung nicht in demselben, sondern in der Nähe, in einer Art besseren Bauernhütte nahm, welche

vollkommen einsam auf einem der nahen Hänge, mitten im dichten Walde stand; man wußte auch, daß er keinen Diener hatte und Niemanden zu seiner Bedienung aufnahm, überhaupt für sich ganz allein wohnte und jedem Menschen aus dem Wege ging. Dies wußte man bereits am zweiten Tage. Das Traurige war nur, daß man nach Verlauf von acht Tagen von dem seltsamen Gaste auch nicht mehr wußte, ja, daß die Nachrichten über ihn so sehr auseinander gingen, daß der Eine ihn als einen buckligen Zwerg, der Andere als einen Riesen mit einer an den Donner mahnenden Stimme, der Dritte als einen schönen, bleichen, interessanten Mann mit römischem Typus und der Vierte sogar als einen Neger schilderte. Die Gesellschaft ertrug diese marternden Zweifel nicht länger. Ein Jeder hielt es für seine ernsteste Pflicht, in seiner Weise und mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln das schreckliche Geheimniß des stolzen Unbekannten zu durchdringen.

Und wie bisher Alle einmüthig im Dunkeln getappt hatten, so wollte nun ein Jeder dem Anderen das rettende Licht anzünden.

Der Erste, der etwas Bestimmtes zu sagen wußte, war der Badearzt Pan Janischewski. Er kam am Morgen in den Park, während die Musik eine Ouverture von Rossini so virtuos spielte, daß sie allgemein für eine

Wagner'ſche gehalten wurde, und die Badegäſte in aufgeregten Gruppen promenirten.

„Wiſſen Sie, weßhalb er die Menſchen meidet?“ ſagte er zu Fräulein Tarnowſka.

„Wer?“ fragte Faniska.

„Wer? Von wem kann denn die Rede ſein als von unſerem großen Unbekannten?“

„Alſo?“

„Er iſt — ſtumm!“

„Ah!“

Die Kunde flog von Bank zu Bank, von Gruppe zu Gruppe, uud Niemand wagte daran zu zweifeln, denn der Badearzt hatte es geſagt und er war bei aller Gutmüthigkeit und einer faſt nervöſen Unruhe um ſeine Patienten ein furchtbarer Tyrann, vor dem Alle zitterten. „Nero hat Rom angezündet, das iſt wahr“, ſagte Pan Skrubſki, ein alter Schlachzitz aus dem Wadowitzer Kreiſe, klein, mager, mit ſtruppigem grauen Haar, jeder Zeit über irgend Etwas aufgebracht und unfähig, länger als fünf Minuten auf einem Fleck zu ſitzen oder zu ſtehen, „und er hat dabei die Leier geſpielt; aber das iſt lange her, und wenn es heute geſchähe, würde es mich wenig kümmern, denn ich habe — Gottlob kein Haus in Rom, das er anzünden könnte, aber ich habe eine Naſe und eine goldene Tabatiere und der Doktor hat mir das

Schnupfen verboten und ſpielt mir nicht einmal etwas vor dabei. Er iſt alſo ärger als Nero."

Anfangs behauptete Herr Skrubſki, er müßte in's Waſſer ſpringen, und wenn ſeine Frau ihre Ueberredungskunſt aufbot — und ſie gab einem Cicero nichts nach — um ſein Leben zu retten, kam er ſo in Zorn, daß ihm die Adern wie Stricke an den Schläfen und den Händen ſtanden und er ſich augenblicklich anſchickte, ſein Teſtament zu machen; da ihm aber das Schreiben einige Schwierigkeiten machte, nicht anders als ob die Feder centnerſchwer wäre, ſo kühlte er ſich dabei ab und blieb nicht nur lebendig, ſondern bereute ſogar zuletzt ſeine unchriſtlichen Anwandlungen und gab ſich darein, nicht zu ſchnupfen, indem er dies als eine Buße für ſeine Sünden anſah, die ihn gewiß ſchwerer traf, als Andere das ſtrengſte Faſten.

Einem Menſchen, der ſo viel Macht über Andere beſitzt, muß man glauben. Da alſo der Badearzt es behauptete, waren fortan Alle überzeugt, daß der Unbekannte ſo ſtumm ſei, wie ein Fiſch, bis die hohe Obrigkeit ſich in Geſtalt des in Jurowza ganz überflüſſiger Weiſe für Ruhe und Ordnung ſorgenden Polizeikommiſſärs ſich in das Mittel legte und in Form einer amtlichen Kundmachung, gegen die es keine Einwendung gibt, die hoch intereſſante Eröffnung machte, daß der

geheimnißvolle Fremde nicht stumm sei, sondern sich aus irgend einem räthselhaften Grunde ein ewiges Schweigen auferlegt habe.

Es entstanden nun zwei Parteien, von denen die eine hitzig dafür stritt, daß der Fremde stumm sei, während die andere noch heftiger die Version vertrat, daß er zwar der Sprache mächtig sei, aber nicht sprechen wolle, und beide brachten die kühnsten Enthüllungen dieses Alle gleich beunruhigenden Geheimnisses an den Tag.

Herr Gottwald, ein getaufter Jude und Großhändler aus Krakau, der niemals von „polnischen Juden", sondern stets von „jüdischen Polen" sprach, behauptete mit vieler Würde, nur ein furchtbares Verbrechen könne einen Menschen bestimmen, sich eine Lebensweise zu erwählen, wie jene des Unbekannten; wenn derselbe nicht seine Frau aus Eifersucht ermordet habe oder nicht der aus der Festung entwichene Rosza Sandor sei, so müsse er mindestens irgend eine Bank bestohlen haben. Seine Tochter Bella, eine filigrane Figur, mit einem kleinen, braunen, von Leberflecken übersäeten Gesichtchen, das einem gemusterten Stoffe glich, schrie sofort mit der ihr eigenthümlichen orientalischen Extase, der Fremde sei ohne Zweifel ein starker Geist, den der Mißbrauch, welchen die Welt mit seinem guten Herzen getrieben, zum Menschenfeinde gemacht habe, eine Art neuer Monte

Christo, der in irgend einer Höhle der Karpathen oder in einem alten Schlosse unermeßliche Schätze bewahre und nur noch eine Lebensaufgabe kenne, die Rache an seinen Feinden.

Dies waren Muthmaßungen. Alfred, der Sohn des Herrn Gottwald, welcher einen großen Handelsmann aus ihm zu machen sich angstvoll bemühte, der aber die reellen Absichten seines Vaters dadurch zu durchkreuzen drohte, daß er es sich in den Kopf gesetzt hatte, ein zweiter Miczkiewicz oder Malczewski zu werden, war so sehr gewohnt, die Ausgeburten seiner Phantasie für Thatsachen auszugeben, daß er auch in diesem Falle mit einem düsteren Lächeln erklärte, dem Unbekannten sei das Schweigen als eine Art Probe von der Dame seines Herzens auferlegt worden, ganz in der Art, wie eine vornehme Schöne der Provence ihren verliebten Troubadour in ein Wolfsfell nähen ließ und einem Wilde gleich mit ihren Rüden hetzte.

„Wenn ich Ihnen aber sage", fiel Pan Jaski, ein in der Nähe begüterter junger Edelmann, äußerst cholerischen Temperamentes, ein, „daß ich diesen Herrn kenne, und —"

„Sie kennen ihn!" riefen zehn Stimmen zugleich.

„Sie kennen ihn", sagte Faniska vorwurfsvoll, „warum haben Sie das nicht früher gesagt?"

„Wenn ich also sage", fuhr Pan Jaski fort, „daß

ich ihn kenne, und daß es ein italieniſcher Graf iſt, der in der Nähe von Marokko von Seeräubern gefangen und nach der Türkei als Sklave verkauft wurde, wo man ihn unmenſchlich mißhandelt und ihm endlich ſogar die Zunge abgeſchnitten hat, was werden Sie dann ſagen, Panje Alfred?"

„Dann werde ich gar nichts ſagen", entgegnete der poetiſche Jüngling, indem er mit der Hand durch ſein langes Haar fuhr, „ſondern eine ſehr rührende Novelle daraus machen."

Da Pan Jaski zwar immer log, aber im Stande geweſen wäre, denjenigen zu zerreißen, der ſeinen Lügen nicht unbedingten Glauben geſchenkt hätte, ſo galt der Unbekannte volle vierundzwanzig Stunden für einen italieniſchen Grafen und einen ſeiner Zunge beraubten Türkenſklaven, bis wieder die höhere Autorität des Badearztes in die Wagſchale fiel und der Nero von Jurowza den Ukas erließ: der Fremde hat ein frommes Gelübde abgelegt, und dabei bleibt es.

Es blieb alſo offiziell dabei, aber im Geheimen warnte doch der ruſſiſche Major Karpow, ein eleganter und tapferer Offizier, der ſich ſeine erſten Epauletten im Kaukaſus geholt hatte, die Badegäſte vor dem Fremden, als einem gefährlichen polniſchen Emiſſär, und Herr Skrubſki, der den Moskowiter ſtarr anſah, lachte

höhniſch, als er der Gruppe, in der er ſich befand, den Rücken wandte und flüſterte: „Jetzt hab' ich es: wiſſen Sie, meine Herrſchaften, wer der geheimnißvolle Unbekannte iſt? Ein ruſſiſcher Spion iſt er!“ —

Man begann, ſich vor dem Manne im Waldhauſe zu fürchten. Niemand wagte es mehr, die in der Nähe gelegene ſchöne Ausſicht zu beſuchen, nur um ihm nicht in die Hände zu fallen, und die Furcht nahm nicht ab, als Frau Kleopatra Skrubſka, der weibliche Cicero, mit ihrer ſchmetternden Stimme verſicherte, der Fremde ſei Niemand Anderer als — Bismarck.

„Bismarck! Was fällt Ihnen ein?“ erwiderte Faniska, welche ihre Verehrer gerne ein wenig zum Beſten hatte; „ich ſollte zwar ſchweigen, denn er könnte mir meine Plauderhaftigkeit übel nehmen und dann liegt es gewiß in ſeiner Macht, mich empfindlich zu ſtrafen, aber der Unbekannte iſt Niemand Anderer, als der berühmte Caglioſtro, welcher wieder einmal, in unſerer Mitte, in ſtiller Zurückgezogenheit ſeine Verjüngung vornimmt, ein Prozeß, den er alle fünfzig Jahre durchmachen ſoll und bei dem er ſich weder dem Lichte, noch der Luft ausſetzen darf. Als Greis iſt er hier angekommen und als zwanzigjähriger Adonis wird er eines Tages plötzlich unter uns ſtehen. Hüten Sie Ihre Herzen, meine Damen.“

Es hat zu allen Zeiten edle Menſchen gegeben, welche ſich für das allgemeine Wohl aufopferten. Ein ſolcher war auch Alfred Gottwald. Er faßte den heldenmüthigen Entſchluß, der fürchterlichen Lage der Jurowzaer Badegeſellſchaft ein Ende zu machen und dem unheimlichen Fremden muthig an den Leib zu gehen. Als er mit einem großartigen Geſichte, deſſen Glanz eine ſchöne Handlung ankündigte, bei der Bademuſik am Abend erſchien und zu Faniska ſprach: „Fraulein Tarnowſka, rathen Sie doch einmal, zu wem ich gehe?“ und als das Fräulein es nicht errieth, kaltblütig fortfuhr: „Zu ihm, zum Caglioſtro!“ da ſprang ſein Vater auf, verſtellte ihm den Weg und rief: „Wohin willſt Du gehen, Alfredchen? Biſt Du vom Verſtande! Zu dem Unmenſchen willſt Du gehen? Ich ſag Dir, Du wirſt nicht gehen.“

„Ich werde gehen.“ —

„Du wirſt nicht gehen, weil ich Dir werde befehlen, nicht zu gehen!“ ſchrie Herr Gottwald.

Es gab nichts Komiſcheres, als wenn zwiſchen dieſen Beiden Meinungsverſchiedenheiten beſtanden und der Vater dem Sohne zu imponiren ſuchte. Während nämlich Herr Gottwald — ſehr klein und ſehr ſchmächtig war, klein wie ein Eichhörnchen und dünn wie ein Kartenblatt, und eine Stimme hatte, ſo fein wie die einer redenden Puppe, ſtand ſein Söhnchen, der kleine Alfred, wie er

ihn zu nennen pflegte, nicht anders vor ihm denn eine Signalstange, entsetzlich lang und mager, auf der schmalen Schulter einen großen Kopf mit langem dichten wirren Haare und sprach, wie aus einem Keller hervor, tief und kollernd. Es war nun äußerst ergötzlich, zu sehen, wie sich Herr Gottwald auf die Fußspitzen stellte, um größer zu erscheinen, und noch ergötzlicher, zu hören, wie er im erbärmlichsten Diskant schrie, um sich geltend zu machen. Wie immer, endete auch diesmal die Sache damit; daß das Söhnchen durch einen Blick Faniska's und einen leichten Schlag ihrer schönen Hand bestimmt wurde, dem geängstigten Vater zu gehorchen, und nicht nach dem Waldhause ging.

Dafür erschien der Polizeikommissär mit einer wichtigen Neuigkeit. „Soeben wird mir gemeldet", sagte er zu seinen nächsten Vertrauten, die wieder andere beglückten, „daß er einem Bauernknaben einen Dukaten geschenkt hat."

„Wer?"

„Er."

„Er?"

„Wer sonst."

„Und Sie schließen daraus?" fragte Faniska.

„Daß er noch mehr Dukaten haben muß."

„Ein Bankdieb!" rief Gottwald, „wie ich schon bemerkt habe."

„Nein, Papa“, hauchte Bella, „ein neuer Monte Christo.“

Und da gerade Niemandem etwas Besseres einfiel, so nannte die Badegesellschaft den geheimnißvollen Fremden fortan den neuen Monte Christo.

Zweites Kapitel.

Der Esel als Diplomat.

„Daß es Diplomaten gibt, welche — “, rief Herr Skrubski, der in seiner heftigen Redeweise die Sätze unvollendet zu lassen liebte, „wußte ich, aber es ist mir neu, daß es einen Esel gibt, welcher —“

Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß der Esel diesmal spielend ein Problem löste, an dem sich siebenundvierzig mehr oder minder geistreiche Köpfe vergebens abgequält hatten, und Frau Skrubska behauptet heute noch, es sei dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen.

Zwischen den Badegästen bestand ein edler Wetteifer, den Bewohner des Waldhauses auszuspioniren und das Geheimniß seiner Person sowie seines räthselhaften Schweigens zu durchdringen.

Bella war die erſte Perſon, welche ihn ſah. Sie machte gerne für ſich allein abendliche Spaziergänge in den nahen Wäldern, wobei ſie jedesmal, wie ſie behauptete, furchtbare Angſt ausſtand und mit Vorliebe das Lied Prezioſa's ſang: „Einſam bin ich, nicht alleine.“

So geſchah es denn wirklich, daß ſie einmal auf einem ſchmalen Pfade um eine Felswand bog und plötzlich ein nicht eben großer, unterſetzter Mann vor ihr ſtand, der einen Beilſtock*) in der Hand hielt. Sie wußte ſofort, daß dieſer Mann, der ihr ſo hoch wie eine Pappel und ſo breit wie ein Haus erſchien, der große Unbekannte, der neue Monte Chriſto war. Anfangs blieb ſie, von Schreck gelähmt, ſtehen; als er aber, ohne ein Wort zu ſprechen, die Mütze abnahm und ſie grüßte, ſtieß ſie einen Schrei aus und ergriff die Flucht.

Der Erſte, der mit dem geheimnißvollen Manne ſprach oder eigentlich zu ihm ſprach, war der ruſſiſche Major. Herr von Karpow hatte ſich weder vor Tſcherkeſſen noch Tataren, Türken oder Bucharen gefürchtet, es fehlte ihm daher auch nicht an dem nöthigen Muthe, um den vermeintlichen Verſchwörer und Emiſſär aufzuſuchen. Er ſagte Niemandem ein Wort, ſondern ſtand eines Tages mit Sonnenaufgang auf und ſtieg ohne

*) Stock mit einem Beil als Handhabe.

Weiteres zu der Höhle des Entſetzlichen empor. Er fand die Thüre des kleinen Hauſes offen, klopfte an, und da Niemand antwortete, trat er ein. Nachdem er ſich überzeugt hatte, daß Niemand da war, hielt er folgenden kurzen Monolog: „Er iſt ausgegangen. Wo kann er ſein? Hinab kommt er nicht, begegnet bin ich ihm auch nicht, alſo iſt er bei der Ausſicht.“

Der Major ſtieg folglich zu der berühmten Ausſicht empor und — richtig — da ſaß ein Mann auf der rohgezimmerten Bank, ſtützte ſich auf einen Beilſtock und ließ ſeinen entzückten Blick in die blaue Ferne ſchweifen. Es war ein mehr kleiner kräftiger Mann, mit breiten Schultern, einem breiten gutmüthigen Geſichte und einem herabhängenden ſchwermüthigen Schnurrbart. Der Major trug den Campagneüberrock und die Kappe, in der Hand einen Stock. Den Degen ließ er gerne zu Hauſe. Er näherte ſich dem Fremden, legte die Hand grüßend an den Schirm und fragte, ob es erlaubt ſei, neben ihm Platz zu nehmen. Monte Chriſto nahm artig den Hut ab und rückte bei Seite.

Karpow zog ein Etui mit Cigarren hervor und bot es dem Fremden an. Dieſer dankte ſehr lebhaft, mit einem Mienenſpiel voll Ausdruck, um das ihn jeder Schauſpieler hätte beneiden können.

„Sie rauchen nicht?“

Der Fremde ſchüttelte den Kopf.

„Dann darf ich Sie wohl auch nicht um Feuer bitten?“

Der Fremde nickte, zog ein starkes Messer, Feuerstein und Schwamm hervor, entzündete den letzteren und bot ihn dem Major an. „Sehr liebenswürdig“, sagte dieser; „erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Paul Somerowitsch Karpow, Major im Regimente Kaluga.“ Innerlich lachte der Moskowiter bei diesen Worten, denn er dachte, wie wird sich der Mensch jetzt etwa aus der Affaire ziehen, ich habe ihn ordentlich in Verlegenheit versetzt; aber der Fremde schien nicht im Mindesten betreten, er überlegte auch keine Sekunde, sondern zog mit einem verbindlichen Lächeln eine kleine schwarze Schreibtafel aus der Brust, auf die er mit einem Kreidestift rasch einige Worte hinwarf und sie dann dem Major reichte. Dieser las: „Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Joachim Paltschinski, Gutsbesitzer“.

„Vergeben Sie, Herr Paltschinski, fehlt Ihnen etwa die Sprache?“

Paltschinski schüttelte den Kopf.

„Weßhalb sprechen Sie also nicht? Ohne Zweifel ein Gelübde.“

Paltschinski nahm die Tafel, verlöschte die früheren Worte und schrieb: „Etwas dergleichen. Ein Geheimniß, das gar nicht interessant ist.“

Der Major sprach nun von der Aussicht und Palt-

schinski hielt seiner Naturbewunderung mit seiner Schreibtafel tapfer Stand, ja sogar ein Paar Verse warf er rasch auf dieselbe hin.

„Befreit von dem nächt'gen Grauen
Sind Meer und Wälder und Gefild
Und lassen unserm Blick sich schauen,
Mit deinen Wundern angefüllt.
Von jedem Wesen tönt es dort:
Groß ist der Schöpfer, unser Hort!"

„Lomonossoff", rief der Major, „lieben Sie unsere Dichter? Ich hielt Sie für einen Polen."

Die Schreibtafel antwortete: „Ich bin ein galizischer Kleinrusse, aber ich liebe die Dichter aller Nationen."

Als sie aufbrachen, war das Gespräch ein wenig erschwert; Paltschinski mußte jedes Mal stehen bleiben, um seine Antwort auf die Tafel zu werfen: er ließ daher den Major sprechen, welcher sich über den Kaukasus ausbreitete und, wie alle Menschen, die sich gerne reden hören, gar nicht bemerkte, daß sein Begleiter schwieg, sondern den Eindruck hatte, daß derselbe der liebenswürdigste Gesellschafter von der Welt sei. Als sie sich trennten, lud der Major den neuen Bekannten dringend ein, im Bade unten zu erscheinen. „Alle werden sich freuen", schloß er, „man spricht viel von Ihnen und besonders die Damen brennen vor Begierde, Sie kennen zu lernen."

Die Schreibtafel gab zur Antwort: „Sehr gütig, aber schlechter Gesellschafter."

Der Major war nach diesem an und für sich ziemlich unschuldigen Abenteuer in Jurowza der Held des Tages, er mußte seinen Bericht unzählige Male wiederholen, und die Damen erwiesen ihm Aufmerksamkeiten, welche den Neid aller anderen Herren erweckten.

Der Badearzt war es vor Allem, den die Lorbeeren des Majors nicht ruhen ließen. Er begab sich in Begleitung von zwei Badewärtern, beide sechs Fuß hoch und mit Beilstöcken bewaffnet, zu Herrn Paltschinski, welcher ihn mit einem gewissen Erstaunen, aber artig empfing. „Sie müssen schon verzeihen, Herr Wohlthäter", begann der Badearzt, „daß ich Sie belästige, aber die Art und Weise, wie Sie hier leben, Ihre Menschenscheu und Ihr Schweigen zwingen mich, Sie etwas näher zu untersuchen, damit ich sicher bin, daß wir es nicht mit einem Narren zu thun haben und meinen Gästen nicht etwa Gefahr droht."

Paltschinski lächelte, bot dem Badearzt einen Stuhl an und ließ wieder seine Schreibtafel sprechen. Das Ergebniß war, daß der Badearzt ihn zwar beruhigt, aber mit vollkommen unbefriedigter Neugierde verließ. Nun sendete der Polizeikommissär eine Vorladung.

Herr Paltschinski leistete derselben indeß keine Folge,

sondern antwortete schriftlich. „Ich glaube, daß Sie dazu da sind, den anwesenden Kurgästen gewisse Dienste zu leisten, nicht aber, dieselben zu belästigen. Ich habe Gründe, den Badeort nicht zu betreten, kann mich aber übrigens ausweisen, daß ich ein guter und ordnungsliebender Staatsbürger bin. Sollten Sie weitere Aufklärungen wünschen, so werde ich mich an die Bezirkshauptmannschaft meiner Gegend wenden, welche Ihnen dieselben ertheilen wird; gegen bureaukratische Willkür aber werde ich den Schutz der Statthalterei in Lemberg anrufen. Schließlich bemerke ich Ihnen, daß ich wohl im Strafgesetzbuch Paragraphen kenne, welche unter Umständen das Reden, nicht aber solche, welche das Nichtreden bestrafen. Ich bin also, so zu sagen, das Muster eines Staatsbürgers. Das wäre ohne Zweifel ein Ideal von einem Staate, in welchem die Bürger zu Allem schweigen würden. Soweit hat es nicht einmal Bismarck noch gebracht. Ihr sehr ergebener Joachim Paltschinski."

Der Polizeikommissär raste. „Er verhöhnt die Behörde!" rief er, „aber wer weiß, in welchen Beziehungen er zu hohen Personen steht, er würde sonst keine solche Sprache führen. Es ist also besser, ich lasse ihn schweigen, und schweige auch."

Es war somit noch immer nicht gelungen, das Geheimniß des schweigsamen Einsiedlers zu enthüllen, aber

die Badegesellschaft von Jurowza hatte doch jetzt mindestens die eine Genugthuung, daß der Unbekannte für sie kein Unbekannter mehr war: er hieß Joachim Paltschinski und war Gutsbesitzer. Ein bleibender Erfolg war errungen.

Das Uebrige that der diplomatische Esel.

Als die ganze Coterie Tarnowska wieder einmal im Kursaal beisammen war und mehr aus Gesundheitsrücksichten als des Vergnügens wegen tanzte, und zwar bis tief in den Abend hinein, geschah es, daß während eines Mazurs der Mond aufging und sein holdes Licht nicht allein über die vom Thau übergossenen Blumen und Gesträuche und den hüpfenden Strahl des Springbrunnens warf, sondern auch durch die Fenster vor die Füße der Tanzenden.

Faniska, welche die Huldigungen des Majors bereits ungeduldig und nervös gemacht hatten, klammerte sich rasch an den Strahl des Mondes wie an ein silbernes Rettungsseil. „Ah! wie schön wird es jetzt sein, nach Hause zu reiten!“ rief sie begeistert aus, „man soll sogleich mein Pferd satteln.“

Alfred eilte, ihren Befehl zu vollziehen.

„Ich bitte um die Erlaubniß, Sie begleiten zu dürfen“, sprach der Major.

„Ich auch“, rief Bella.

„Wir Alle!“

„Nein, nein“, entschied Faniska, „Sie sind zu gütig und dann hört die Romantik auf, wenn man in großer Gesellschaft ist.“

„Aber ich“, flehte die poetische Bella, „ich darf doch mit.“

„Ja“, entgegnete Faniska, „aber nur Sie, ich sende dafür meinen Reitknecht voraus, und Sie übernachten bei mir in Lipowing.“ So hieß das Gut der jungen Amazone, das etwa eine Stunde von dem Bade entfernt an der Kaiserstraße lag.

Die beiden Damen machten rasch Toilette, die Thiere wurden vorgeführt, und die Herren hatten Gelegenheit, ihre Galanterie zu zeigen, indem sie ihre Hände zu Steigbügeln machten, um den Damen in den Sattel zu helfen. Faniska bestieg ein herrliches kleines Huzulenpferd*) von weißer Farbe und vielem Feuer, und Bella einen kleinen Esel, der still vergnügt daneben stand und sich damit unterhielt, die Ohren bald vor und bald zurück zu legen und an einem Strohhalm zu kauen, den er aus seinem Stalle mitgebracht hatte, ein echter Philosoph aus der Hegel'schen Schule.

---

*) Gebirgspferd in den Karpathen.

„Aber es ist doch gefährlich", seufzte Herr Gottwald „wenn zwei so junge Damen, ganz allein —"

„Ich werde Ihnen folgen", beeilte sich der Major einzufallen.

„Nein!" sprach Faniska, hoch im Sattel, mit despotischer Miene, „bei meinem Zorn. Es darf mir Niemand folgen." —

Gottwald seufzte, die anderen Herren murrten, aber das war Alles vergeblich. Die muthige junge Amazone gab ihrem Pferd einen leichten Schlag mit der Gerte und sprengte, sich anmuthig auf dem Sattel schaukelnd, davon, während Bella in einem schändlichen Trab folgte. Die kleine Orientalin mit ihrem Citronengesichtchen nahm sich dabei aus wie ein Aeffchen, das auf einem großen Hund reitet. Nachdem sie einige hundert Schritte auf der Straße zurückgelegt hatten, hielt Faniska ihr Pferd an. „Was für eine Nacht!" rief sie, „so herrlich fast wie jene, die Shakespeare in seinem Kaufmann von Venedig schildert."

„Ach ja!" schrie Bella auf und begann gräulich zu deklamiren:

„Der Mond scheint hell. — In solcher Nacht wie die,
Da linde Luft die Bäume schmeichelnd küßte
Und sie nicht rauschen ließ, in solcher Nacht
Stieg Troïlus, mich däucht, auf Troja's Wall
Und seufzte nach den Griechenzelten, wo — — "

Sie blieb ſtecken. Faniska begann zu lachen. „Ich ſchlage vor, daß wir nicht die gerade Straße nach meinem Gute nehmen, ſondern einen Umweg durch das Gebirge machen.“

„Ich folge Ihnen bis in den Tod“, ſtimmte Bella emphatiſch bei.

So ſchlugen denn die zwei Amazonen den ſchmalen Pfad ein, welcher durch dichten Buchenwald ziemlich ſteil den nahen Berg emporſtieg und ſich dann um denſelben zwiſchen Schluchten und Felswänden herumwand, wie die ſymboliſche Schlange um das Ei. Sie konnten nur Eine hinter der Andern reiten, was übrigens Bella ſehr zu Statten kam, denn der Eſel war als rechter Eſel ſtets dabei mitzugehen, ſo lange nur ein Anderer voranging. Sie kamen alſo ohne Anſtand bis auf die Höhe, von der ſie eine entzückende Fernſicht über dämmernde Hügel, ſchimmernde Waldeswipfel und ſteil abfallende Felſen in ein von ſchäumendem Silber durchſtrömtes Thal genoſſen. Wie ſie aber ihren Weg um den Berg herum fortſetzen und über ihnen ſich helles Geſtein zu thürmen begann, während zu ihren Füßen tiefe, ſchauerliche Klüfte ſich aufthaten, aus denen dunkle Ranken, tückiſchen Gnomenarmen gleich, nach ihnen zu langen ſchienen, da geſchah es, daß einzelne uralte Tannen, die da und dort als dunkle Pyramiden in den hellen Nacht-

himmel emporragten, ihre schwarzen Schatten breit über den Pfad warfen, so daß es war, als ob sich plötzlich ein gähnender Abgrund zu den Füßen der beiden Amazonen aufthue. Faniska ritt auf ihrem Pferde ohne Anstand über denselben hinweg, während der Esel, dem die süße Last Bella's zu Theil geworden war, als echter Philosoph stutzte, stehen blieb, die Ohren vorlegte und um nichts von der Welt vorwärts zu bringen war. Bella, welche sich ihrer Hilflosigkeit schämte, begann den grauen Philosophen zu prügeln. Der Esel tröstete sich wahrscheinlich damit, daß er nicht der Erste war, dem seine Weisheit eine so üble Behandlung eintrug, und rührte sich trotzdem nicht von der Stelle. Bella riß an dem Zügel, schmeichelte, bat, prügelte wieder. Alles vergebens. Der Esel ging nicht vorwärts, aber was noch schlimmer war, er ging auch nicht zurück. Er stand da wie ein Esel aus Stein oder Holz.

Bella begann endlich um Hilfe zu rufen; Faniska aber hatte gar nicht bemerkt, daß ihre Begleiterin zurückbleibe, war muthig fortgeritten und jetzt war das dünne Stimmchen Bella's gar nicht mehr im Stande, zu ihr zu dringen. Bella schrie, jammerte, seufzte und begann endlich laut zu weinen, aber ohne daß der Esel sich im Mindesten gerührt zeigte. Er starrte unausgesetzt den vermeintlichen Abgrund an, und um einige Ab-

wechslung in die Sache zu bringen, legte er jetzt die Ohren zurück. Bella, von namenloſer Angſt erfaßt, ſaß bebend, mit den Zähnen klappernd auf ihm oben und verbarg ihr bleiches Geſicht in ihren Händen.

Plötzlich geſchah ein furchtbarer Knall, wie ein Donnerſchlag. Bella begann in ihrer Seelenangſt zu beten.

Faniska hatte entdeckt, daß ſie allein war, hatte Halt gemacht, gewartet, gerufen und wollte endlich umkehren, um Bella aufzuſuchen. Da verlor ihr Pferd bei der Enge des Pfades den Boden unter den Füßen, ſtürzte zuerſt nach vorn in die Schlucht, und als die tapfere Reiterin es zurückriß, hinten an die Felſenwand: das vom Regen unterwaſchene Geſtein gerieth in Bewegung und ſtürzte zugleich unter und über der Reiterin mit großem Getöſe zur Tiefe. Einen Augenblick ſtand Faniska das Herz ſtill, die Gefahr war groß, aber ſie war auch im Augenblick vorüber, nur daß das Pferd, welches zugleich von herabſtürzenden Steinen getroffen wurde und das Erdreich unter ſeinen Hufen wanken fühlte, zitternd und ſchwankend ſtehen blieb und nach vorübergegangener wirklicher Gefahr ſich ebenſo ſtutzig zeigte, wie der Eſel vor der eingebildeten, was eigentlich gar nicht ſo dumm war, als es ausſah. Genug, beide Thiere ſtanden jetzt da wie aus Stein oder Holz und

das war der Augenblick, wo der Esel sich als feiner Diplomat zeigte. Er begann zu schreien.

Vielleicht war er einfach hungrig, oder beklagte sich über die empfangenen Prügel, aber da sein Gesang den Retter herbeirief und dieser Retter Niemand Anderer war, als der geheimnißvolle Monte Christo, so priesen die beiden Damen denselben nicht anders, als ob die Patti ihre Silberstimme erhoben hätte, und die Kurgäste, Herr Skrubski an der Spitze, sahen in dem Esel fortan nicht bloß einen Philosophen, sondern auch einen Diplomaten.

Die Lage Faniska's war eine sehr bedenkliche, als Paltschinski plötzlich den Zügel ihres Pferdes ergriff. Das war die einzige Thatsache, die ihr im Gedächtniß blieb; sie war nicht im Stande, anzugeben, woher er gekommen war, aus der Felswand oder aus der Luft herab, genug, er stand plötzlich vor ihr, ergriff die Zügel und führte ihr Pferd vorwärts. Sie war so bestürzt über dieses neue Ereigniß, daß sie gar nicht Zeit hatte, auf den Gedanken zu kommen, er könne ein Räuber sein, und sie fand ebensowenig Zeit, um Hülfe zu rufen. Sie verstummte vor Angst und überließ sich willig ihrem Führer, der auch kein Wort sprach. So kamen sie langsam zu der Stelle zurück, wo Bella weinend auf ihrem Esel thronte. Paltschinski ließ nun den Zügel des Pfer-

des los und führte den grauen Diplomaten, deſſen kühne Reiterin bei ſeinem Anblick ſo erſchrack, daß ſie ſich nicht einmal mehr zu weinen getraute.

Auf dieſe Weiſe, im langſamen, feierlichen, ſchweigenden Zuge kamen ſie auf die Straße zurück, wo ihr Retter artig die Mütze abnahm und ebenſo plötzlich verſchwand, als er erſchienen war.

„Das war er!“ rief Bella.

„Ein intereſſanter unheimlicher Menſch“, murmelte Faniska. —

„Dumas hätte ihn nicht ſchöner erfinden können.“

Drittes Kapitel.

Alle Mittel gelten.

Am folgenden Morgen — Pan Paltſchinſki ſaß eben fröhlich vor einer Schüſſel ſaurer Milch und einem Laib ſchwarzen Brodes — klopfte es an ſein Fenſter. Er richtete ſich auf und erblickte Fräulein Tarnowſka, welche in einem duftigen weißen Morgenanzug, einen Strohhut auf dem Kopfe, mit ihrem Sonnenſchirm an die Scheibe geklopft hatte. Paltſchinſki öffnete das Fenſter.

„Nur einige Worte", begann die Amazone; „es würde sich für mich nicht schicken, bei Ihnen einzutreten, noch häßlicher wäre es aber, wenn ich Ihnen nicht für den gestrigen Dienst herzlich danken würde. Ich wähle also den Weg durch das Fenster und benütze die Gelegenheit, um meinen edlen Retter zugleich einzuladen, mich auf meinem Edelhofe Lipowing zu besuchen, wo ich besser im Stande sein werde, meine Erkenntlichkeit zu beweisen.

Paltschinski vergaß zuerst vollkommen, dem wartenden jungen Mädchen eine Antwort zu geben; er stand — den Löffel in der Hand — am Fenster und staunte Faniska an, obwohl sie durchaus nicht schön, sondern eher das Gegentheil war.

Jeder Zug ihres Gesichtes für sich war abstoßend, aber die Seele, welche aus demselben sprach, verlieh dem Antlitz eine einnehmende Harmonie, füllte das kleine farblose Auge mit Schmelz und Feuer, verlieh der schwächlichen, eckigen Gestalt Energie, Rundung und Anmuth. Wenn Faniska sprach: — es war ein Ton wie Musik, der ihr zu Gebote stand, eine Stimme, welche die rohesten Naturen bändigen konnte.

Unterdessen dachte Fräulein Tarnowska im Stillen: Dieses schreckliche Ungeheuer scheint eigentlich ein sehr guter Mensch zu sein.

Als Paltschinski zu sich kam, erröthete er, ergriff schnell seine Schreibtafel und antwortete mit Hilfe derselben: „Ich nehme die Einladung dankbar an, muß aber den Dank ablehnen.“

„Wir wollen nicht streiten“, sagte Faniska mit dem freundlichsten Lächeln; „aber fühlen Sie sich nicht recht unglücklich, niemals sprechen zu dürfen?“

Die Schreibtafel antwortete mit einem arabischen Sprichwort: „Am Baum des Schweigens hängt als Frucht der Friede.“

„Ich hoffe, Sie machen bei mir eine Ausnahme, Herr Paltschinski, und wählen mich zu Ihrer Vertrauten, ich habe ein lebhaftes Mitgefühl für Sie.“

Paltschinski verneigte sich und erwiderte noch einmal mit einem arabischen Sprichwort: „So lange ich mein Geheimniß bewahre, ist es mein Gefangener, sobald ich's verrathe, bin ich sein Gefangener.“

„Es muß also ein recht schreckliches Geheimniß sein, das Sie so strenge bewahren?“

Paltschinski lächelte und stand wieder einige Zeit in den Anblick Faniska's versunken, welche auf dem grünen Plan vor dem Hause einen Schmetterling verfolgte. „Also ich habe Ihr Wort, daß Sie kommen“, sagte sie, plötzlich stehen bleibend. Er verneigte sich. „Ich erwarte Sie und zwar bald, recht bald.“ Sie nickte ihm

freundlich zu und ſchritt dann leichtfüßig auf dem Fußpfad davon. Paltſchinſki blickte ihr nach, bis ſie hinter den grünen Gardinen des Waldes verſchwand, und ſetzte ſich dann wieder zu ſeiner ſauren Milch. Sein Appetit ließ nichts zu wünſchen übrig.

An demſelben Morgen ſtand Herr Gottwald furchtbare Angſt aus. Der kleine Alfred zog ſeinen ſchwarzen Frack an. Dies war am Ende noch nicht ſo entſetzlich, aber er erklärte auf das Beſtimmteſte, er werde in dieſem ſchwarzen Frack Herrn Paltſchinſki einen Beſuch machen, und das war es, was jedes Härchen auf dem Scheitel des Herrn Gottwald aufrichtete, daß er, um mit dem Geiſte im Hamlet zu reden, ausſah, wie ein zorniges Stachelſchwein.

„Alfredchen", winſelte er, „wie kannſt Du denken zu gehen zu dem Mann, was iſt ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder, was kann mir machen kapores mein Kind, mein Augapfel, mein ſilbernes, goldenes, diamantenes Alfredchen?"

„Er iſt ein edler Menſch", erwiderte Alfred mit ſeiner tiefen Stimme, „er hat Bella gerettet das Leben, ich muß gehen zu danken dem Manne."

„Er wird machen ein Karbonadl aus Dir", flennte Gottwald.

„Biſt Du meſchugge", rief Alfred, „ich werd' machen ein Theaterſtück aus ihm!"

„Alfred, werd' ich Dir befehlen, daß Du nicht gehſt zu dem Mörder."

„Werd' ich doch gehen zu dem edlen Menſchen."

Alfred nahm ſeinen Hut und zog Handſchuhe an; vergebens ſtellte ſich Herr Gottwald auf die Fußſpitzen und pfiff im höchſten Diskant, wie ein Mäuschen: der Poet zeigte ſich unerſchütterlich. „Wart' nur fünf Minuten", bat endlich der ältere Gottwald.

„Fünf Minuten will ich ſchon warten", ſagte Alfred.

Nun begann Herr Gottwald erregt auf und ab zu gehen; er kämpfte einen ſchweren Kampf, er fürchtete ſich ganz entſetzlich vor Herrn Paltſchinſki, aber er ſtand nicht weniger Angſt um ſein Alfredchen aus. Zuletzt ſiegte die Vaterliebe und er rief, indem er ſich auf den Fußſpitzen erhob, mit einem heroiſchen Geſichte: „So werde ich gehen mit Dir, Alfredchen, zu dem Mörder."

Der Poet umarmte gerührt den Alten. „Thu' mir nicht ſchön", ſagte dieſer ärgerlich, „weiß ein Menſch, ob wir kommen lebend zurück."

Auf dem Wege kamen ihm noch hundert Bedenken. „Meinſte nicht, daß ich hätt' nehmen ſollen die ſchwarze Hoſe? Will ich gehen zurück mit Dir und anziehen die ſchwarze Hoſe!"

„Nein, Papa, das iſt durchaus nicht nöthig."

Eine Amſel pfiff im Gehölz.

„Alfredchen, hörste, das ist der Todtenvogel, kehren wir lieber um.“

Unter ähnlichen Verzögerungen kamen sie endlich zu dem Hause, in dem Paltschinski wohnte. Herr Gottwald sah sich scheu um, ehe er eintrat, warf einen mitleidigen Blick auf sein Alfredchen und seufzte: „Du hast es so wollen, ich möchte jetzt noch davonlaufen, wenn ich was zu sagen hätte.“ Zu seiner Ueberraschung zeigte sich aber der große Unbekannte als ein ganz anständiger und liebenswürdiger Mensch, der, wie Herr Gottwald mit Freuden bemerkte, nicht einmal eine Waffe in seiner Stube hatte. Alfred dagegen war von dem Geheimniß, das Paltschinski umgab, so erregt und ergriffen, daß er, ohne ein Wort zu sprechen, denselben unablässig anstarrte und seinen Gefühlen erst am Schlusse dadurch Luft machte, daß er dem Helden des nächtlichen Abenteuers eine lange Ballade übergab, in der er dasselbe besang und ihn verherrlichte. Herr Gottwald, froh, nicht gleich zum Empfange ein Messer in den Leib zu bekommen, ging aus der schauerlichsten Todesangst in die ungemessenste Heiterkeit über und verstieg sich sogar so weit, den Dieb, den Räuber, den Mörder in sein Haus einzuladen. Auf dem Rückwege sagte er zu seinem Sohn: „Die Welt ist doch schön, Alfredchen, was?“

Den folgenden Tag machte Pan Paltschinski seine

Beſuche in Lipowing bei der freundlichen Amazone und im Bade bei der Familie Gottwald. Er zog ſich ſehr gut aus der Affaire. Er benahm ſich würdig und ernſt, was dann einen größeren Eindruck auf Faniska machte, als alle faden Schmeicheleien ihrer Verehrer und die Huldigungen, an die ſie ſo ſehr gewöhnt war. Bei Gottwald ließ Paltſchinſki die Anderen ſprechen, was zu einem edlen Wettkampf zwiſchen dem älteren und jüngeren Gottwald und Bella Anlaß gab. Vater und Tochter kreiſchten wie ein ganzer Käfig voll Papageien, und wenn ſich Alfred mit der Stimme eines Eisbären hinein miſchte, war die Menagerie vollkommen. An demſelben Abend erſchien Herr Paltſchinſki zum erſten Male bei der Bademuſik im Park, wurde allſeitig vorgeſtellt und ſtand ſo mit einem Male mitten in der Geſellſchaft, die er bisher ſo ſtrenge gemieden hatte. Alle zeigten ſich ungeheuer erfreut und Alle entwarfen im Stillen irgend einen Plan, ſein Geheimniß zu enthüllen und vor Allem ihn zum Reden zu bringen.

„Das möchte ich doch ſehen", ſagte Frau Kleopatra Skrubſka, „ob ich ihn nicht zum Reden bringen werde."

„Ich möchte eher glauben, meine Liebe", rief ihr Gemahl, „daß Du ihn zum Schweigen bringen würdeſt, wenn er nicht ohnehin ſtumm wäre."

Der weibliche Cicero ging nun friſch an das Werk.

Als Paltschinski am folgenden Morgen auf der Promenade erschien, bemächtigte sich Frau Skrubska sofort seiner und ließ ihn nicht mehr los: er mußte sogar mit ihr und ihrem Manne speisen und Whist spielen; und Abends raffte sich das ländliche Ehepaar, das sonst mit den Hühnern schlafen ging, zu einer Mondscheinpromenade auf und begleitete ihn nach Hause. Paltschinski ließ Alles ruhig über sich ergehen, aber nicht ein Sterbenswörtchen kam über seine Lippen.

„Ich bin todt", sagte Pani Skrubska am folgenden Tage, „meine Zunge ist so müde, ich werde heute schweigen wie das Grab."

„Gottlob!" rief ihr Mann erfreut.

Bella versuchte es mit einem Wagestück. Als Paltschinski eben in Faniska's Anblick versunken dasaß, stach sie ihn mit einer langen Nadel in die Wade. Der Unglückliche wendete sich rasch um und warf ihr einen wehmüthigen Blick zu, über den Bella sehr erschrak. Mehr erreichte auch sie nicht.

Herr Jaski baute seine Hoffnungen auf seinen vortrefflichen Weinkeller; er kam mit Vieren angefahren und lud in seinen kleinen Wagen alle Herren des Tarnowskischen Kreises, die beiden Gottwald, den Major, den Pan Skrubski, den Badearzt und den Pan Paltschinski. In seinem Edelhofe erwartete sie ein feines

und reichliches Dejeuner. Es war da Alles vertreten, was nur im Stande war, den Durst reizen: Gänseleberpasteten, Caviar, Sardinen, wälscher Salat, Schinken mit Aspik, Majonaise, Forellen mit Essig und Oel, Krebse; und als diese Delikatessen ihre Schuldigkeit gethan hatten, kamen die Bouteillen seines Kellers in ganzen Colonnen angerückt, Sauterne, Rheinwein, Sherry, Malaga, Tokaier und endlich französischer Champagner — gefroren. Während aber Alle lustig und immer lustiger wurden, verlor Paltschinski, dessen Glas jeden Augenblick leer war und sogleich wieder gefüllt wurde, keinen Augenblick seine Ruhe. Der Bediente entdeckte aber beim Abräumen, daß er Glas für Glas statt in seine Kehle unter den Tisch geschüttet hatte. Vergebens wurden zahllose Toaste ausgebracht: er blieb nüchtern und war es auch zuletzt, als Alle, mehr oder minder, im Unklaren über den Zweck ihrer Beine, das „Vivat lieben wir uns!"*) ausbrachten.

„Das ist ja kein Mensch", schrie Skrubski, der furchtbar betrunken war; „er widersteht sogar dem gefrornen Champagner."

„Das ist der General —" sagte der Major.

---

*) Vivat kochajme sie! — polnischer Toast.

„Was für ein General?“ fragten Alle erstaunt. Alfred begann zu lachen.

„Der General aus dem Münchhausen. Ich wette, daß sein Kopf eine Klappe hat, durch die er den Weindunst hinausläßt.“

„Die — Ko — Ko — Kohlen — säu — re“, bekräftigte Jaski.

Während ein Jeder irgendwo hinsank und bis zum Abend schnarchte, suchte Paltschinski vergnügt das Weite. —

„Weißt Du, Bella, wie ich ihn zum Reden bringen werde?“ sagte Alfred zu seiner Schwester. „Ich werde ihm meine Semiramis vorlesen.“

In der That ging er Abends zu dem edlen Menschen hin, legte ein Manuscript, nicht viel kleiner als eine Ehestandsmatrikel, auf den Tisch und begann, ihm seine Tragödie vorzutragen.

Am nächsten Morgen umringten Alle neugierig den jungen Poeten.

„Hat er gesprochen?“

„Nein, gesprochen hat er nicht“, erwiderte Alfred resignirt.

„Eingeschlafen ist er“, rief der Major.

„So ist er eingeschlafen“, sagte Alfred gekränkt. Alle lachten.

„Aber ich bitte Sie", ſchrie Herr Gottwald, „das war ja nur eine Liſt von meinem Alfredchen, hat er ihm vorgeleſen den Semiramiſten, damit er thut ſchlafen, weil es gibt Menſchen, was reden im Schlaf!"

Viertes Kapitel.

Wir haben ihn.

Der Polizeicommiſſär ſtand eben im Schlafrock vor dem Spiegel und entwickelte die höchſte Kunſt darin, mit den wenigen Haaren, die ſeinen Kopf kranzförmig umgaben, ſeine Platte zu verdecken, als der Ortsrichter, ein alter rieſiger Kleinruſſe mit einem verwitterten Geſichte, weißem Haar und Schnurrbart, im grauen Sierak*), das ſilberne Verdienſtkreuz auf der Bruſt, hereintrat und die Augenbrauen heraufzog, was bei ihm ſtets ein Ereigniß ankündigte.

Der Polizeicommiſſär bemerkte es Anfangs nicht, er ſah nur das Kreuz in der Morgenſonne blinken, das

*) Galiziſcher Bauernrock mit Kapuze.

jedesmal seinen Neid erweckte. „So ein ungewaschener Bauer", dachte er, „ist dekorirt und Unsereins findet keine Gelegenheit —"

Der Ortsrichter spuckte kräftig aus, so daß der Polizeicommissär ihn fast erschreckt ansah und jetzt endlich seine emporgezogenen Augenbrauen wahrnahm.

„Nun, was gibt es so Wichtiges?"

„Dieser Mensch, der nicht spricht, da oben im Walde", begann der Ortsrichter, „ist sehr verdächtig. Es wäre nicht schlecht, ihn einmal zu arretiren."

„Was fällt euch ein", erwiederte der Polizeicommissär, „wer wird so ohne Weiters Jemand arretiren; aber Ihr seid ja so ein Anführer von 1846."

„Damals haben wir Alles arretirt", bekräftigte der Ortsrichter mit einem seltsamen Lächeln.

„Also, was ist Euch etwa von diesem Herrn Paltschinski bekannt?"

„Hm! Paltschinski nennt er sich. Genau so hieß ein Emigrant im Jahre 1846, der die Insurgenten gegen Sanok führen wollte."

„Was Ihr da sagt?"

„Es ist sicher", fuhr der Ortsrichter fort, „daß er Alles zeichnet. Die Bauern haben ihn gesehen, wie er etwa in einem Heuschober sitzt und einen Wald zeichnet. Wozu zeichnet er den Wald, wenn er nicht ihm gehört?

Einem Bauernmädchen, das in sein Buch geblickt hat, in das er Alles abzeichnet, zeigte er z. B. ein Bild. Wer ist das? — Wer soll es sein? Ein Ochse — nein, meine Theure, das ist der Polizeicommissär in Jurowza! Wenn das keine Majestätsbeleidigung ist, so kenne ich die Gesetze nicht. Auch hat er ganz Krakau abgezeichnet, sogar den Kosciuskohügel und die Festungswerke. Wenn das kein polnischer Emissär ist, Herr, so ist es ganz gewiß ein preußischer Spion."

„Wenn er die Festungswerke gezeichnet hat", murmelte der Polizeicommissär, indem er hastig auf und ab ging, „dann ist die Sache jedenfalls bedenklich." Er blieb an dem offenen Fenster stehen und die Sonne am Himmel erschien ihm plötzlich als ein riesiger Orden. „Das hat etwas zu bedeuten", rief er freudig erregt aus; „Schicksal, du winkst mir! Dieser Paltschinski soll die erste Stufe zu meinem Glücke werden." Er näherte sich, fast verschämt, dem Ortsrichter und sprach: „Ich möchte doch einmal sehen, wie mir so ein Kreuzchen stehen würde"; nahm es ihm ab, heftete es an seine eigene Brust und trat vor den Spiegel. Er wuchs sofort um zwei Zoll. „Ja, Richter", schrie er in dem bekannten Haynau'schen Tone von 1849 und 1850, „wir werden diesen Menschen arretiren und zwar auf der Stelle. Nehmt zwei Bauern, bewaffnet sie mit Sensen und holt

mich ab, ich ſelbſt werde dieſen Akt vornehmen. Was wollte ich ſagen, nehmt ſechs Bauern, es iſt ſicherer."

„Ja, zu Befehl" — der Ortsrichter blickte verlegen auf ſeine leuchtenden Stiefel — „aber — ich möchte bitten — mein Kreuzchen."

„Ach ja, es gehört Dir!" Der Polizeicommiſſar nahm es mit einem ſchmerzlichen Blick ab und der alte Bauer heftete es behutſam und ſtolz wieder an ſeine Bruſt.

„Alſo zehn Bauern."

„Jetzt weiß ich in der That nicht mehr, wie viele."

„Zwölf Bauern, alle wohl bewaffnet, und Ihr mit Euerer Flinte, aber ſcharf geladen. Verſteht Ihr? Und die zwanzig Bauern alle mit Senſen."

„Jetzt iſt es Zeit zu gehen", dachte der Ortsrichter, „ſonſt verlangt er am Ende eine Million Bauern, und ſo viel waren nicht einmal 1846 unter Waffen."

„Nun, der Orden iſt mir diesmal gewiß", ſprach dagegen der Polizeicommiſſär zu ſich ſelbſt und warf ſich in die Uniform.

Pan Paltſchinſki ſaß eben vergnügt vor ſeiner täglichen Schüſſel ſaurer Milch und dachte an die muntere Faniska, als zuerſt zwei ſtruppige kleinruſſiſche Bauernköpfe und ebenſo viele blitzende Senſen ihm gegenüber am Fenſter erſchienen und dann der Polizeicomiſſär, ge-

folgt von dem Ortsrichter und zehn bewaffneten Bauern, in die Stube trat.

„Nicht von der Stelle, nicht rühren", schrie der Polizeicommissär, „oder wir geben Feuer!"

Paltschinski zuckte mit einem verächtlichen Lächeln die Achsel und blieb sitzen. Vier Bauern pflanzten sich um ihn herum auf, während die andern mit dem Ortsrichter und dem Polizeicommissär das ganze Haus durchsuchten. Man fand Schriften und Zeichnungen, die mit Beschlag belegt wurden, und endlich sogar unter dem Kopfpolster eine Pistole. Der Polizeicommissär und der Ortsrichter wechselten bei diesem Fund einen Blick des innigsten Einverständnisses.

„Mein Herr, Sie sind arretirt", sagte der Polizeicommissär mit großer Würde. „Folgen Sie uns gutwillig, sonst wäre ich gezwungen, Sie binden zu lassen."

Paltschinski erhob sich, setzte ruhig seine Mütze auf und der seltsame Zug setzte sich in Bewegung. Unten im Badeorte entstand ein Auflauf, so groß, als ihn nur 47 Kurgäste zu machen vermögen. Die übertriebensten Gerüchte flogen von Mund zu Mund.

„Hab' ich Dir gesagt, mein Sohn", rief Herr Gottwald, nicht ohne Stolz, „ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder!"

„Der Polizeicommissär ist ein Dummkopf", sagte

Faniska ärgerlich; „was wird das Ende sein? Er wird pensionirt werden.“

„Pensionirt? Ein Dummkopf?“ rief Gottwald; „einen Orden wird er kriegen, der brave Mann, der hat entdeckt den Dieb, den Räuber, den Mörder.“

„Wir haben ihn“, sagte der Polizeicommissär strahlend zum Ortsrichter. „Und ein Orden ist mir auch gewiß, denn wißt Ihr, was es mit diesem Herrn Paltschinski für eine Bewandtniß hat?“

„Wird halt ein Spion sein.“

„Nein.“

„Ein Emissär.“

„Noch weniger.“

„Was denn?“

„Das ist ein Mensch, der geschworen hat, so lange zu schweigen, bis er —“

„Ein Attentat? Auf wen?“ flüsterte Gottwald, der sich hinzu gedrängt und zugehört hatte.

„Nun, auf wen finden denn heut zu Tage Attentate statt?“ erwiederte der Polizeicommissär. „Napoleon ist todt.“

„Was für ä Massel!“*) schrie Gottwald, „zwei Orden sind ihm gewiß!“

„Wir haben ihn“, sagte der Polizeicommissär zu

*) Glück, im polnisch-jüdischen Dialekt.

dem Ortsrichter, „aber er hat auch uns und zwar ordentlich, denn wo sollen wir ihn einsperren? Wir haben keinen Arrest.“

„Wozu einen Arrest, Herr Wohlthäter“, erwiderte der Ortsrichter kaltblütig. „Halten wir ein Verhör mit ihm ab.“

„Gut.“

„Verurtheilen wir ihn.“

„Geht nicht mehr gut.“

„Und hängen wir ihn auf der Stelle auf.“

„Ansichten von 1846. Das geht nicht. Haben wir nicht eine Constitution? Wir haben sie. Also — einen Arrest müssen wir haben.“

„Ich hätte ein Ställchen“, begann der Ortsrichter von Neuem.

„Was für ein Ställchen?“

„Ein Schweinställchen.“

„Das läßt sich hören. Aber wenn er uns durchgeht?“

„Wir binden ihn an und stellen Wachen auf.“

„Das ist doch ein menschlicher und constitutioneller Vorschlag“, rief der Polizeicommissär erfreut; „jetzt aber wollen wir ihn verhören.“

„Wo, Herr Wohlthäter?“

„Im Wirthshause, am besten.“

So wurde denn Paltschinski in die große Wirthsstube geführt, deren Fenster und Thüren die bewaffneten Bauern besetzten. Zwei hielten neben ihm Wache, während ein verabschiedeter Feldwebel sich mit dem Polizeicommissär und dem Ortsrichter an den großen Tisch setzte, um als Schreiber bei der Verhandlung zu dienen.

„Eine Bank", begann der Polizeicommissär.

„Für wen?" fragte der Ortsrichter erstaunt.

„Für den Angeklagten."

„Also eine Bank!" schrie der Ortsrichter, „und einige tüchtige Stöcke."

„Wozu Stöcke?"

„Ich denke für den Angeklagten."

„Aber mein Lieber", sagte der Polizeicommissär mitleidig, „was sind das für Ansichten! Das war damals! Jetzt darf nicht einmal ein Jude mehr geprügelt werden. Haben wir nicht eine Constitution? Wir haben sie. Also eine Bank, damit der Angeklagte sitzen kann."

„Ja, so."

Die Bank wurde gebracht und Paltschinski nahm lächelnd Platz.

„Angeklagter, stehen Sie auf", begann der Polizeicommissär.

Jetzt wozu hat er eigentlich die Bank bringen lassen? dachte der Ortsrichter.

„Wie nennen Sie sich?“

Paltschinski zog seinen Paß aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch.

„Ich ersuche um Antwort.“

Keine Antwort.

„Sie wollen nicht antworten?“

Paltschinski schüttelte den Kopf.

„Unerhört! Was würdet Ihr in diesem Fall thun?“

„Ich?“ erwiderte der Ortsrichter, grimmig seinen Schnurrbart streichend, „ich würde ihn auf die Bank legen lassen.“

„Haben wir nicht eine Constitution?“ rief der Polizeicommissär, „wir haben sie. Also! Schreiber, tragt die Personalien nach dem Passe hier ein!“

„Was ist der Zweck Ihres Aufenthaltes hier?“

Paltschinski blieb stumm.

„Schreiber, schreibt: der Verhaftete schweigt. Hm, mein lieber Herr Paltschinski, kennen Sie Bismarck?“

Paltschinski verneinte mit einem Kopfschütteln.

„Also. Sie kennen ihn nicht, das heißt nur dem Namen nach, ein großer Staatsmann! Sie lieben ihn gewiß sehr? Was?“

Paltschinski blieb stumm.

„Schreibt: der Verhaftete schweigt hartnäckig.“

„Ich würde doch rathen, ihn auf die Bank —“ meinte der Ortsrichter.

„Ruhig. — Man hat bei Ihnen eine Piſtole gefunden. Wo iſt die Piſtole?“ Der Ortsrichter legte ſie auf den Tiſch. „Richtig“, fuhr der Polizeicommiſſär fort, „hier iſt ſie. Erkennen Sie dieſe Piſtole als die Ihre?“

Paltſchinſki näherte ſich dem Tiſch, ergriff die Piſtole und richtete ſie zuerſt auf die beiden ihn bewachenden Bauern, welche bis zur Thüre retirirten, dann auf den Polizeicommiſſär, welcher unter dem Tiſch verſchwand, und auf den Ortsrichter, der martialiſch aufſprang, um ſich auf ihn zu ſtürzen. „Er ſchießt uns Alle todt“, ſchrie der Polizeicommiſſär unter dem Tiſch hervor.

„Er erſchießt ſich!“ rief der Ortsrichter.

Pan Paltſchinſki hatte in der That die Mündung der Piſtole in den Mund geſteckt, jedoch nicht, um ſich zu erſchießen, ſondern um ein Stück von dem Lauf abzubeißen.

„Und jetzt ißt er gar die Piſtole auf“, rief der Schreiber erſtaunt. Paltſchinſki bückte ſich und reichte dem Polizeicommiſſär die Mordwaffe unter den Tiſch hinunter.

„Chocolade!“ rief dieſer entrüſtet und kam raſch unter dem Tiſch hervor; „am Ende bekomme ich jetzt auch nur einen Orden von Chocolade.“

„Wie können Sie uns ſo zum Narren haben, Herr!“ Und nun machten ſie ſich Alle über die Piſtole her, der Polizeicommiſſär, der Ortsrichter, der Schreiber, die Wächter, ſo daß ſie im Nu aufgezehrt war. „Das heißt die Obrigkeit beleidigen“, murmelte der Ortsrichter. Da trat ein älterer Herr im Frack, mit einem Bändchen im Knopfloch, herein, begleitet von dem Badearzte, und ging auf den Polizeicommiſſär zu.

„Der Herr Hofrath iſt eben angekommen“, ſtammelte der Badearzt, „aus Lemberg.“

Der Polizeicommiſſär bückte ſich tief. Er war jetzt eben ſo ſtumm wie Paltſchinſki, da er noch an einem großen Stück der Chocoladepiſtole würgte.

„Hier obwaltet ein unangenehmes Mißverſtändniß“, ſagte der Hofrath; „dieſer Herr hier, den ich kenne, iſt ein ſehr geachteter und vollkommen unbeſcholtener Mann. Ich bitte, ihn — auf meine Verantwortung — ſofort freizulaſſen.“

„Wie Sie befehlen“, ſtammelte der Polizeicommiſſär.

Der Hofrath nahm Paltſchinſki unter den Arm und verließ mit ihm die Wirthsſtube. Draußen ſtanden die 47 Kurgäſte. Einige ſchrieen Vivat! Herr Jaski drückte Paltſchinſki die Hand und murmelte: „Aber Sie ſind doch ein Emiſſär, wir verſtehen uns“; und Herr Gottwald ſtellte ſich auf die Fußſpitzen und rief: „Hab' ich

nicht gleich gesagt, der Polizeicommissär ist ein Dummkopf?"

Der Polizeicommissär aber sank auf einen Sessel nieder und seufzte: „O! Chocolade! O! Bismarck!"

Fünftes Kapitel.

Die rothe Kazabaika und der Stier.

Paltschinski war mit einem Schlage aus einem verhafteten Verschworenen der Held der Gesellschaft von Jurowza geworden; alle Kreise des kleinen Bades, oder besser gesagt, die drei daselbst regierenden Damen, Gräfin Baranieska, Frau Nathansohn und Fräulein Tarnowska, vereinigten sich, um ihn zu feiern, und ihre gesammten Unterthanen, vierundvierzig an der Zahl, folgten ihren Fahnen.

Es wurde eine große Partie in das Gebirge arrangirt. Der Auszug glich, wie Gottwald behauptete, jenem aus Aegypten und, wie der russische Major schwur, einem Marsche im Kaukasus auf ein Haar. Voran ritten zwei Bauern als Führer, dann kam die Gesellschaft paarweise, so wie das Loos sie zusammengewürfelt hatte, immer

ein Herr und eine Dame; die Herren, Gräfin Baranieska und Fräulein Tarnowska zu Pferde, die übrigen Damen auf Eseln. Paltschinski ritt voran mit Frau Kleopatra Skrubska, zu deren Ritter der launige Zufall ihn gemacht hatte.

Den Reitern folgten Saumthiere, mit Eßwaaren, Weinflaschen, warmen Kleidern, Tüchern, Teppichen und anderen Bequemlichkeiten beladen und von einem halben Dutzend Bauern zu Fuß geleitet. Auch waren etwa fünfzehn Hunde da, welche, wenn sie ein Freudengebell ausstießen, den Eindruck einer zur Jagd ausziehenden Meute machten. Paltschinski benützte seinen Posten, an der Spitze des Zuges, sich von Zeit zu Zeit, wie ein General, der auf seine Truppen zurückblickt, die Hand nach rückwärts auf den Sattel gestützt, nach der Gesellschaft oder eigentlich nach Fräulein Faniska umzusehen, welche ihrerseits mit dem russischen Major lebhaft zu sprechen schien, aber doch ihren stummen Verehrer keinen Augenblick aus den Augen verlor.

Die Damen hatten die lockende Gelegenheit benützt, welche die Ungezwungenheit eines längeren Ausfluges in das Gebirge bot, um sich so phantastisch als möglich zu kleiden; alle wurden indeß durch Frau Skrubska vollkommen in Schatten gestellt. Es war schwer zu entscheiden, wem diese Dame mehr glich, einer Kunstrei-

terin auf Ferien oder einer entthronten Königin. Sie trug hohe schwarze Männerstiefel, ein Reitkleid von schwarzem Sammt, das bereits ziemlich abgenützt war und in zahllosen Spiegeln fett erglänzte, eine knapp anschließende rothe Sammtkazabaika (Jacke), mit Hermelin verbrämt, gelbe Ritterhandschuhe, ein quadrillirtes Männerhalstuch, einen ungarischen Hut von Florentinerstroh, mit Pfauenfedern garnirt, auf dem drei große Federn schaukelten, eine grüne, eine gelbe und eine rothe, und von dem ein langer blauer Schleier, einer Flagge gleich, herabflatterte.

Es war sehr früh, als man von Jurowza ausritt, ein herrlicher, aber nebeliger und kalter Morgen im Gebirge; nach dreistündigem Ritte machte die Gesellschaft Halt. Die Bauern zündeten ein riesiges Feuer an, bei dem die Damen Kaffee kochten. Alles war in bester Laune. Man frühstückte, erzählte bizarre Abenteuer, bewunderte die Natur, Alfred Gottwald las eine Ode vor und Bella bekränzte in einer poetischen Anwandlung ihren Esel mit einem Eichenkranz. Dann setzte sich der Zug in derselben Ordnung wieder in Bewegung und kam nach einem etwas beschwerlichen Ritte, bei dem nicht selten Eines hinter dem Andern im Schritte reiten mußte, auf ein großes Hochplateau, das, mit saftigem Gras und einer üppigen Flur von Gebirgsblumen be-

deckt, einem ausgebreiteten Teppich mit herrlicher farbiger Stickerei glich. Hier wurden auf den umherliegenden Felsenplatten drei große Feuer angefacht und dann das Mittagessen gekocht, wobei Alle Hand anlegen mußten. Die schöne Karpathenwiese glich mit einem Male einer riesigen Küche. Die Bauern trugen Holz, unterhielten die Feuer, brachten Wasser vom nahen Quell, fütterten und tränkten die Thiere. Herr Gottwald und der ewig raisonnirende Skrubski drehten ein ganzes, entsprechend zerlegtes Kalb am Spieße, während Paltschinski ein Dutzend Hühner briet und Bella hin und her schwebend bald hier, bald dort die Braten mit zartester frischer Butter bestrich. Frau Skrubska kochte Erdäpfel und verschiedenes Obst. Der Major mit vorgebundener Schürze und aufgestreiften Aermeln bereitete feierlich, mit der Miene des Amphitryon im Almanach des Gourmands, eine sauce tatare, in die er später die heißen Erdäpfel hineinschnitt, und arrangirte aus den Früchten ein Compot im asiatischen Geschmack, das auf dem Tische des Sultans mit allen Ehren hätte erscheinen können. Faniska beschäftigte sich damit, feine Kuchen zu backen, zu denen Alfred's poetische Seele die Milch quirlte und den Teig abrührte. Der Hofrath hatte seine Anstellung an einem Mörser gefunden, in dem er der Reihe nach alle möglichen erforderlichen Ingredienzien,

wie Paprika, Zucker, Salz, Zimmt, Mandeln, Pfeffer, Nüſſe zu zerſtoßen hatte. Pan Jaski, mit der Serviette unter dem Arm, deckte unterdeſſen die Tafel. Als Tiſch diente zwar nur ein rieſiger Stein, und zu Sitzen wurden umgeſtürzte Töpfe, Sättel, Plaids und Holzblöcke verwendet, aber Tiſchzeug und Service ließen nichts zu wünſchen übrig. Man ſpeiſte mit förmlichem Hunger, Alles ſchmeckte delikat, die Unterhaltung war eine ungezwungene, aber äußerſt feine und bezente, den polniſchen Sitten entſprechend, und nach dem Diner ſervirte der Major einen exquiſiten ſchwarzen Kaffee. Die Damen zogen ſich in den nahen Wald, wie in ein grünes Boudoir zurück, um auf weichem Mooſe zu ruhen, und die Herren ſchlugen ihr Lager unter einer hundertjährigen Eiche auf. Endlich ſchliefen Alle ein, nur Alfredchen ſaß auf einem abgehauenen Baum und dichtete.

Als es kühler zu werden begann, hatte einer der Bauern den ſinnreichen Einfall, durch das Abfeuern einer Piſtole die Geſellſchaft zum Aufbruch zu mahnen. Ein gellender Schrei antwortete, das Echo gab ihn ſpöttiſch zurück, und die Damen, Frau Skrubſka in ihrer rothen Kazabaika an der Spitze, ſtürzten aus dem Walde. „Hülfe! Räuber!“ tönte es in allen Tonarten durcheinander. Die Herren hatten ſich ihrerſeits raſch bewaffnet, wobei Herr Gottwald, mit dem Bratſpieß in der Rechten und dem

Mörſer auf dem Kopf, einem der Helden glich, die Troja belagert haben. Das Mißverſtändniß klärte ſich bald auf, aber der Geſellſchaft hatte ſich eine Aufregung bemächtigt, welche nicht ſo bald nachließ und zu ſehr gefährlichen Verwicklungen führen ſollte.

Der Zug ordnete ſich und ſetzte ſich von Neuem in Bewegung; Alles ging prächtig, das Wetter blieb ſchön, die wechſelnden Ausblicke, die ſich boten, waren bezaubernd; der Weg wurde, je höher man ſtieg, breiter und bequemer. Als die Sonne ſich zum Untergange neigte, kam die Geſellſchaft durch eine wilde Felſenſchlucht, welche zu beiden Seiten mit düſteren Tannen und Föhren beſetzt war.

Plötzlich ertönten gellende Pfiffe, Hundegebell, Menſchenſtimmen, Schüſſe und das Blaſen des Trembils*) wie zur Schlacht.

„Räuber!“ ſchrien Einige, Andere verſuchten ihre Pferde zur Flucht zu wenden, wieder Andere ſtiegen ab und kletterten, ſich an den Baumwurzeln haltend, die Felſen empor.

Wirklich ſtürzten jetzt bei zwanzig bewaffnete Männer in ſchwarzen, fettgetränkten Hemden und mit geſchwärzten Geſichtern, von großen Wolfshunden gefolgt, die Schlucht herab.

---

*) Karpathenhorn.

Gottwald warf sich mit dem Gesicht zur Erde nieder und schrie, sich in seiner Todesangst ganz vergessend: „Aaron, rette Dich! Aaronleben lauf, was Du laufen kannst!“

Paltschinski war abgestiegen und ging den Räubern entgegen. Er blieb unmittelbar vor ihnen stehen, schrieb einige Worte auf seine Schreibtafel und reichte ihnen dieselbe. Sie sahen sich verlegen an und lächelten.

Keiner von ihnen konnte lesen. Nun kam auch Gottwald herbei, aber nicht zu nahe, und rief: „Was wollt Ihr? Wollt Ihr Lösegeld nehmen? Seid menschlich!“

Die Räuber sahen sich hierauf noch verlegener an. „Wir wollten nur die Herrschaft schön begrüßen“, begann endlich ihr Aeltester, „wie es Sitte ist bei uns in den Bergen. Wir weiden hier herum unsere Heerden und dort oben gleich ist unser Staj.“*)

Nun entstand Gelächter, ein Jeder spottete über den Andern, nur Paltschinski gewann in den Augen Aller mehr und mehr ein romantisches Ansehen.

Man kam bald aus der Schlucht hervor und die Hirten wiesen nun einen Fußpfad, durch welchen der Weg zum Staj, wo man Nachtlager zu halten beschloß, be-

*) Blockhaus mit Hürde in den Karpathen.

deutend abgekürzt wurde. Die Gesellschaft stieg also ab, ließ die Pferde und Esel mit den Bauern und Hirten auf dem gebahnten Wege weiter ziehen und schlug den schmalen Fußweg ein, Frau Skrubska in ihrer rothen Kazabaika voran.

Als diese kühne, unternehmende Dame auf das Plateau heraustrat, dessen Mitte der Staj einnahm, schrie sie auf:

„Ein Stier!"

Wirklich weidete eine Heerde in der Nähe und mitten unter derselben ein riesiger Stier, der jetzt aufmerksam wurde, seinen Kopf erhob, und als er die rothe Kazabaika erblickte, mit gesenkten Hörnern auf die Gesellschaft losging.

Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand, nur Paltschinski verlor keinen Augenblick seine Geistesgegenwart. Ehe Frau Skrubska noch recht wußte, um was es sich handle, hatte er sie, wie sie sich später ausdrückte, aus ihrer rothen Kazabaika herausgebeutelt und diese als Sühnopfer dem gereizten Stier hingeworfen, der wie rasend auf sie zustürzte, während die Gesellschaft rasch über den grünen Plan dem Staj zulief.

„Was haben Sie gethan?" war das Erste, was Frau Skrubska sprach, „meine Kazabaika!"

Paltschinski schrieb auf seine Schreibtafel: „Wäre

es Ihnen lieber gewesen, wenn der Stier mit der Kazabaika auch Sie auf die Hörner genommen hätte?"

Wie es jedesmal nach überstandener Gefahr und Angst der Fall ist, so waren auch die siebenundvierzig Kurgäste von Jurowza noch nie so heiter gewesen wie jetzt, als sie vor dem Staj in malerischen Gruppen saßen und lagen, den Heerdenglocken und dem Gesang der Hirten lauschten, den Sonnenuntergang betrachteten und dazu saure Milch und schwarzes Brod aßen.

Die Damen schliefen im Staj, die Herren vor demselben.

Vor Sonnenaufgang weckte Herr Gottwald die Gesellschaft.

„Ich habe nicht geschlafen", sagte er zu dem Major; „wissen Sie warum? Weil ich wollte hören, ob der Paltschinski nicht spricht im Schlafe. Richtig —"

„Hat er gesprochen?"

„Nein, aber hat er geträumt, daß Einer spricht zu ihm: was thut er? Denken Sie, zieht er heraus im Schlaf seine Schreibtafel. So ein Mensch! Wie wollen Sie beikommen so einem Menschen!

Sechſtes Kapitel.

Eine Nacht gefangen.

Romantiſche Neigungen waren zu allen Zeiten gefährlich. Es gibt Fälle, wo die rührendſten Serenaden unter dem Fenſter der angeſungenen Dame mit einem mörderiſchen Dolchſtoß belohnt wurden, oder der galante Sänger mindeſtens gezwungen wurde, ſeinen Degen zu ziehen und ſich gegen einen Nebenbuhler zu vertheidigen. Dies war aber auch immer ein poetiſches Loos. Es gab zu allen Zeiten noch ſchlimmere Dinge, die dem Ritter drohten: gemeine, Prügel austheilende kräftige Dienerarme, oder Gefechte mit proſaiſchen Nachtwächtern und Polizeidienern.

Es war aber auch zu allen Zeiten vergebliche Mühe, verliebte Thoren zu warnen.

Pan Joachim Paltſchinſki war erträglich geſcheidt, er hatte Manches gelernt und geleſen, die Welt geſehen und war auch nicht mehr gar ſo jung, aber ſein Herz war auch ſo rein und unerfahren wie das eines Mädchens, das in einem Kloſter erzogen wurde; und ſolche Männer ſind ungleich romantiſcher und viel mehr geneigt, jeden nur denkbaren Unſinn zu begehen, als jene jungen Herren, die mit zwanzig Jahren bereits lebensmüde Greiſe ſind.

Paltſchinſki verehrte Fräulein Faniska Tarnowſka in wahrhaft ſchwärmeriſcher Weiſe, aber ſeine Lippen blieben ſtumm.

Wahrſcheinlich war es die Erwägung, daß ein Mann, der ſich ſelbſt zum Schweigen verurtheilt hat, um ſo mehr durch Thaten ſprechen muß, welche den Pan Paltſchinſki zu einem eben ſo kühnen als romantiſchen Wagniß hinriß.

Faniska hatte bei der gemeinſam unternommenen Bergpartie Angeſichts der aufgehenden Sonne ausgerufen: „Erſcheint ſie nicht am Himmel einer glühenden Roſe gleich? Ich liebe die Roſen ſo ſehr.“

Dieſer Ausſpruch veranlaßte Alfredchen, eine Elegie zu dichten, während ſich Paltſchinſki ſofort nach ſeiner Rückkunft zu Herrn Jaski begab, bei deſſen Gärtner er ein prachtvolles Roſenbouquet beſtellte. So weit war Alles in Ordnung. Das Einfachſte wäre nun geweſen, zu Faniska nach Lipowing zu fahren und ihr die Roſen ſelbſt zu überbringen: dies widerſtrebte aber dem romantiſchen Sinn des redlichen Paltſchinſki.

Er beſchloß alſo, ihr Fenſter zu erklettern und das Bouquet auf demſelben niederzulegen.

Es war eine mondhelle Nacht, ſchön und poetiſch, aber etwas kalt, wie eben die Nächte im Gebirge ſind, als Paltſchinſki zur Ausführung ſeines Vorhabens ſchritt. Die Kälte bewog ihn, ſeinen kurzen, dicken Herbſtrock an-

zuziehen und noch überdies seinen Hals mit einem warmen Shawl zu umwickeln, was ihm im Laufe der Begebenheiten ausgezeichnete Dienste leisten sollte. Er nahm ein Pferd in Jurowza, ritt bis zur Schenke im Dorfe Lipowing, übergab dort das Pferd dem Juden und rückte zu Fuß gegen den Edelhof an, wobei er, sich die Strategie Moltke's zu Nutzen machend, seinen Angriff nicht gegen die Front richtete, sondern eine kühne Umgehung ausführte. Er umschlich die Mauer, welche den Garten umschloß, fand eine Stelle, wo die ausgebröckelten Steine seinem Fuße bequeme Stufen darboten, erkletterte die friedliche Festung und sprang drüben mit Hülfe der starken Aeste eines Ahornbaumes wieder zur Erde. Das Rosenbouquet hielt er dabei sorgsam im Munde.

Er benützte nun vorsichtig jeden Baum, jedes Gebüsch und jede Gruppe hoher Blumenstöcke, um sich unbemerkt dem Herrenhause zu nähern, das, wie die meisten galizischen Edelhöfe, im einfachsten Style ausgeführt war, ein Stockwerk und gegen den Garten zu eine Terrasse hatte, die ein von hölzernen Säulen getragenes Dach gegen Sonne und Regen schützte.

Aber auch Fräulein Tarnowska war sehr romantischer Natur. Sie hatte ihre Gäste — denn in welchem galizischen Edelhof gibt es nicht, wenn nicht den ganzen Tag, doch mindestens Abends Gäste — zu ihren Wagen be-

gleitet und war dann, von dem Duft und Zauberlicht der Mondnacht verlockt, nur in das Haus geschlüpft, um über ihr leichtes helles Sommergewand eine mit Pelz besetzte und gefütterte Kazabaika anzuziehen und einen schwarzen Schleier auf venetianische Art um Kopf und Schultern zu werfen. So, gegen die Nachtluft geschützt, saß sie jetzt auf der Terrasse in einem kleinen, weichen Fauteuil, die kleinen Füße auf einem gepolsterten Schemel, rauchte eine Cigarette und träumte. Zu ihren Füßen lag eine riesige weiße Dogge mit dem edeln Kopf eines Löwen.

Als Paltschinski die junge Amazone, vom Monde hell beleuchtet, erblickte, kauerte er sich in einem Rosengebüsch nieder, um ja nicht von ihr entdeckt zu werden, und zog die dichten Zweige desselben wie Gardinen vor.

Er sollte aber erfahren, daß, wenn man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, man auch nicht bloß zu seinem Vergnügen unter Rosen sitzt.

Die träumende Faniska, von einem romantischen Einfall ergriffen, warf plötzlich ihre Cigarette weg, stand auf, schmiegte sich noch inniger in das weiche Pelzwerk ihrer Kazabaika und kam die Stufen der Terrasse herab, gerade auf das Rosengebüsch zu, in dem Paltschinski versteckt war.

Sie hatte die unschuldigste Absicht von der Welt, sie

wollte eine rothe Roſe pflücken, um mit derſelben ihr Haar zu ſchmücken. Wäre Paltſchinſki ruhig geblieben, ſie hätte ihn ohne Zweifel gar nicht bemerkt, aber er ſah die Dogge ihr majeſtätiſch und gehorſam folgen, gleich dem Löwen des Van Aken, und war überzeugt, daß der ſcharfe Geruch des Hundes ihn entdecken müſſe.

Er ſprang auf und ergriff die Flucht.

Faniska, eine echte Amazone, muthig und entſchloſſen, ſah einen Mann zwiſchen den Bäumen der Alle verſchwinden, blieb ſtehen und rief ihn an.

„Wer iſt da?“

Keine Antwort.

„Alſo ein Dieb“, dachte ſie, und ihm nachhetzend, rief ſie zum zweiten Male: „Stehen bleiben oder ich hetze den Hund auf Dich.“

Paltſchinſki lief nur um ſo ſchneller.

Jetzt erwachte in der muthigen Amazone die Jagdluſt, ſie verfolgte den vermeintlichen Dieb. „Faß ihn, Dido! Faß ihn!“ hetzte ſie dabei laut den Hund. Dieſer ſprang in großen Sätzen — der König der Wüſte kann nicht prächtiger durch die Sahara jagen — dem Fliehenden nach, ereilte ihn an der Mauer, und als Pan Paltſchinſki mit dem Rücken gegen dieſelbe ſtehen blieb, faßte ihn der Hund beim Halſe, riß ihn zu Boden und ſtand jetzt als Sieger auf ihm.

Nur der Shawl, den er um den Hals gewickelt hatte, bewahrte den unglücklichen Rosenheld vor Dido's scharfen Zähnen. Seine Lage war eine verzweifelt lächerliche. Schon rauschte ein Frauengewand, Faniska näherte sich unerschrocken mit raschen Schritten ihrem Gefangenen, da tönte der laute Ruf: „Feuer!" durch den Garten.

Faniska meinte nichts Anderes, als daß es im Hause brenne. Sofort war der Dieb vergessen, sie kehrte rasch um und lief dem Edelhofe zu. Auf der Terrasse kam ihr das Stubenmädchen entgegen. „Es brennt im Dorf, Herrin, zwei Häuser sind bereits von den Flammen ergriffen."

„Im Dorfe?" sagte Faniska, indem sie stehen blieb und Athem holte; „also Pferde vor die Feuerspritze."

„Es wird eben vorgespannt."

„Die braune Stute für mich satteln."

Die muthige Herrin von Lipowing warf nun ihren Schleier ab und setzte eine viereckige polnische Mütze auf, dann erschien sie, die Reitpeitsche unter dem Arm, im Hofe, schwang sich in den Sattel und jagte davon, dem Dorfe zu, von der Feuerspritze und ihren Leuten mit Eimern, Leitern und Feuerhaken gefolgt.

Es währte ein paar Stunden, ehe das Feuer gelöscht war. Müde und durchnäßt kehrte Faniska gegen Morgen heim und begab sich zur Ruhe. Der Dieb war ganz und gar vergessen.

Nämlich von der muthigen Amazone. Dido, als wohlerzogener und gesitteter Hund, war keinen Augenblick über ihre Pflicht im Zweifel. Sie blieb, wie aus Stein gehauen, unbeweglich auf dem Gefangenen ihrer Herrin stehen, deren weitere Befehle in blindem Gehorsam erwartend. Stunde auf Stunde verrann. Paltschinski lag in der erbärmlichsten Weise von der Welt auf dem Rücken, das Rosenbouquet in der Hand, über sich die Sterne und den schäumenden, schwerathmenden Hunderachen mit den furchtbaren Zähnen; die junge Gebieterin ließ sich nicht blicken und Dido blieb auf ihm stehen, ohne sich zu rühren. Und jedes Mal, wenn der Gefangene einen Versuch machte, sich aufzurichten, faßte ihn die riesige Dogge wüthend beim Halse und drückte ihn von Neuem nieder. Paltschinski hörte jede Stunde, jede Viertelstunde schlagen — die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen, er hörte den weinerlichen Ruf der Eulen, das Gebell des Fuchses, das Rauschen des Windes in den hohen Baumkronen; er lag auf dem feinen Kies, mit dem der Weg bestreut war, wie auf Glasscherben: ein auf die Folter Gespannter kann nicht entsetzlicher liegen.

Es dämmerte, weißes Licht ergoß sich über den Garten, die Vögel in den Zweigen begannen ihren ersten sanften Gesang, der so andächtig klingt, endlich erhob sich die goldene Sonnenscheibe zwischen den Hecken.

Es wurde Tag.

Zwei Tagelöhner kamen vorbei, die im Garten arbeiteten. Sie sahen weder den Hund noch den Mann unter ihm. Paltschinski hätte nur zu rufen gebraucht, so wäre er erlöst gewesen, aber er blieb still, er war nicht der Mann, ein Vorhaben so leicht aufzugeben. Nach einer Weile sah er den Gärtner seine Leiter an die hohen Taxuswände lehnen und mit der Gartenscheere dieselben stutzen. Auch jetzt kam kein Laut über seine Lippen. Zum Glück für ihn war Faniska keine Langschläferin. Sie stand trotz der unruhigen Nacht zeitlich auf, machte Toilette und kam in ihrer Kazabaika auf die Terrasse, ihr Frühstück einzunehmen.

„Wo ist Dido?" fragte sie jetzt. Sie war gewöhnt, von dem treuen Thiere begrüßt zu werden. Und ehe noch die Kammerjungfer Antwort geben konnte, rief sie aus: „Mein Gott, ich habe ganz vergessen, Dido, den Dieb, den wir heute Nachts gefangen haben, wenn ihr nur nichts zugestoßen ist!" Sie lief zurück in das Haus, nahm einen Revolver, lud denselben, rief ihre Diener, befahl ihnen, Stricke mitzunehmen, und eilte an ihrer Spitze an den Ort, wo sie ihre gehorsame Dogge am Abend verlassen hatte

Da stand Dido noch immer, wenn auch todtmüde, auf dem bereits mehr todten als lebendigen Paltschinski

und begrüßte die Herrin mit einem freundlichen Wedeln.

Schon spannte die kühne Amazone den Hahn ihres Revolvers, um den letzteren auf die Brust ihres Gefangenen zu setzen, als sie endlich den armen romantischen Paltschinski erkannte.

„Mein Gott! Sie hier? Dido, zu mir!“ Der Hund ließ sofort den unglücklichen Verehrer seiner Herrin los und Paltschinski erhob sich mit Hilfe der Diener langsam, um sich endlich, einem Erfrorenen gleich, mit vieler Mühe auf den steifen Füßen zu erhalten.

„Aber was hat Sie denn hieher geführt?“ fragte Faniska erstaunt, „und weßhalb ergriffen Sie vor mir die Flucht?“

Statt einer Antwort überreichte Paltschinski der Amazone mit einem trübseligen Lächeln sein Bouquet.

„Sie wollten mir diese Rosen bringen? O Sie Armer! Vergeben Sie mir den bösen Empfang, aber Sie sind ja verwundet!“ Faniska bemerkte erst jetzt, daß Paltschinski's Aermel zerrissen und mit Blut übergossen war.

Der arme romantische Verehrer lächelte wieder recht schmerzlich. Faniska bot ihm aber jetzt ihren eigenen Arm als Stütze und führte ihn durch den Garten und die Terrasse herauf in ihr Empfangszimmer. Sie ver-

band ſelbſt mit ihren geſchickten Händen ſeine Wunde, bereitete dem Erſtarrten einen Thee, und als er ihrer Bitte nicht gehorchen wollte, befahl ſie ihm, ſich auf der Ottomane auszuſtrecken, was er endlich, unter hundert ſtummen Proteſten that, aber erſt nachdem ſie das Zimmer verlaſſen und der Kammerdiener ſeine Pflege übernommen hatte. Und nun bewies der gefolterte, geräderte Pan Paltſchinſki, daß er auch ſehr proſaiſch ſein konnte. Er ſchlief den ganzen Tag und auch die folgende Nacht, ohne ſich nur zu regen.

Als am nächſten Morgen der Major mit Pan Jaski geritten kam, um die Amazone zu begrüßen, fand er ſie, behaglich in ihre Kazabaika geſchmiegt, mit Paltſchinſki auf der Terraſſe beim Frühſtück. Faniska gab halb lachend, halb mitleidig das romantiſche Abenteuer ihres ſtummen Verehrers zum Beſten; Paltſchinſki erröthete wie ein junges Mädchen, der Major aber zog grimmig die Augenbrauen zuſammen. Er haßte Paltſchinſki von dieſem Augenblicke an.

Siebentes Kapitel.

Lapidarſtyl.

Einige Tage nach jener romantiſchen Nacht, in welcher Pan Paltſchinſki der Gefangene der jungen Beherrſcherin ſeines Herzens geweſen war, traf im Bade ein öſterreichiſcher Uhlanenrittmeiſter, Romberg, ein. Der ruſſiſche Major fühlte ſich durch dieſe Verſtärkung der Armee von Jurowza, welche bisher nur aus einem Mann, ihm ſelbſt nämlich, beſtanden hatte, ſehr gehoben und ſchlug gegen Paltſchinſki einen Ton an, der äußerſt herausfordernd war. Faniska bemerkte zuerſt mit Erſtaunen, dann aber mit entſchiedenem Mißfallen, welche ſteinerne Ruhe ihr romantiſcher Verehrer dem unartigen Benehmen des Moskowiters entgegen ſetzte. Der Eitelkeit der Frauen ſchmeicheln eben jene Verehrer mehr, welche ſich für ſie in Stücke hauen laſſen, als jene, welche für ſie — vernünftig ſind. Je kaltblütiger ſich aber Paltſchinſki zeigte, um ſo übermüthiger wurde ſein Nebenbuhler. Es kam endlich ſo weit, daß der Major und der Rittmeiſter einen Ball arrangirten und zu demſelben alle ſiebenundvierzig Kurgäſte einluden, nur den Eremiten, wie ſie Paltſchinſki nannten, nicht.

Zum Glück oder Unglück vernahm Faniska davon.

„Weßhalb haben Sie Paltschinski ausgeschlossen?“ fragte sie den Major.

„Wenn Sie es befehlen, wird er eingeladen werden.“

„Also ich befehle es.“

So wurde denn endlich auch Pan Paltschinski durch eine von beiden Offizieren unterzeichnete Karte gebeten, die Gesellschaft durch seine Anwesenheit zu erfreuen.

Der verhängnißvolle Abend kam heran. Der frisch geweißte und gescheuerte Ballsaal war mit Tannenreisig und vier Fahnen, einer österreichischen, einer russischen, einer polnischen und einer deutschen, dekorirt und glänzend erleuchtet durch sechs wirkliche Petroleumlampen an den Wänden und einen vergoldeten, mit schwarzen Fliegenspuren übersäten Lüster, in dem zehn Stearinkerzen brannten. Die Damen erschienen in großer Toilette, die Herren in Frack, Tschmerka oder Uniform. Als Faniska an dem Arme des Majors eintrat, begrüßten sie die auf einer hölzernen Estrade postirten wirklichen sechs jüdischen Musikanten mit einem Tusch, der in seiner grimmigen Dissonanz dem Schluß einer Wagner'schen Ouverture täuschend ähnlich war, und begannen dann sofort eine Polonaise, mit der nach guter alter galizischer Sitte der Ball eröffnet wurde. Alle nahmen an derselben Theil, sogar Herr Skrubski, der, mit altpolnischer Würde den Schnurrbart streichend, die Gräfin

Baranieska an der hoch erhobenen Hand führte, und Pan Paltschinski, der mit Frau Skrubska, deren Kopf mit Federn gleich denen eines Schlittenpferdes aufgeputzt war, den Zug beschloß. Der Polonaise folgte ein Walzer zu Ehren des österreichischen Rittmeisters, dann ein Mazur und diesem eine Polka.

Paltschinski tanzte keinen Schritt weiter. Er stand in der Nähe der Thüre, an die Wand gelehnt, ließ die Paare an sich vorüber schweben, machte seine Beobachtungen, lächelte, seufzte wohl auch manchmal — das Seufzen war ihm gestattet — und betrachtete Faniska, die mit ihrem aufgelösten Haar in einer meergrünen, mit Schilf und weißen Seerosen geputzten Robe einer Anstalka*) glich.

In dieser romantischen Stellung geschah es ihm, daß er plötzlich dem Rittmeister auf den Fuß trat und nicht eben sanft. Dieser wendete sich rasch zu ihm herum, blickte ihm entrüstet in das Gesicht und erwartete mit stolz aufgeblasenen Backen eine recht eilige Entschuldigung. Als aber Paltschinski erst langsam in seine Brusttasche griff, um seine Schreibtafel hervorzuholen, trat jener ganz nahe vor ihn hin und sprach: „Herr, Sie

*) Die russische Nixe.

ſind mir auf den Fuß getreten!" Paltſchinſki verneigte ſich, als wollte er ſagen: „War mir ein Vergnügen", und begann auf ſeiner kleinen Tafel zu ſchreiben.

Dem Rittmeiſter erſchien das als eine nie dageweſene Verhöhnung. „Herr", rief er laut, „ſind Sie vielleicht taub?"

Paltſchinſki ſchüttelte den Kopf und ſchrieb unbekümmert weiter.

„Wollen Sie ſich vielleicht entſchuldigen?" ſchrie der Rittmeiſter, deſſen Wuth keine Grenzen kannte.

Die Muſik hörte auf zu ſpielen, die tanzenden Paare hielten inne und ein neugieriger Kreis umſchloß die Beiden ſo nahe wie nur möglich. Paltſchinſki hielt dem Rittmeiſter ſeine Schreibtafel hin. Dieſer bemerkte es zuerſt gar nicht, ſondern faßte ihn beim Arme und ſchrie, ſo daß ihm die Stimme, wie einem jungen Hahn, überſchnappte: „Herr! Werden Sie ſich ſofort entſchuldigen oder nicht?"

Paltſchinſki hielt ihm ſeine Schreibtafel unter die Naſe.

„Was kümmert mich Ihr Geſchreibſel", raſte der Rittmeiſter, „ich verlange, daß Sie ſich entſchuldigen."

„So leſen Sie doch gefälligſt", rief jetzt Pan Jaski, indem er Paltſchinſki die Schreibtafel aus der Hand nahm und ſie dem entrüſteten Helden reichte.

„Pan Paltschinski ist so gut wie stumm", mischte sich Frau Kleopatra Skrubska mit echt oratorischem Tone ein; „ein geheimnißvolles Gelübde verurtheilt ihn zum Schweigen."

Der Rittmeister las, las noch einmal, um seine Verlegenheit zu maskiren, und stammelte dann: „Ich habe nicht gewußt, das ändert allerdings die Sache, ich nehme Ihre Entschuldigung an und ersuche Sie und die verehrte Gesellschaft, meine Heftigkeit, welche eine so unangenehme Störung verursacht hat, zu vergeben."

Paltschinski reichte ihm die Hand und die Sache war beigelegt für Alle, nur nicht für den Major. Dieser näherte sich dem Ersteren höhnisch und begann: „Alle Achtung, Panje Paltschinski, aber die Tapferkeit scheint nicht Ihre schwache Seite zu sein."

„Zum Schweigen gehört oft mehr Muth als zum Reden", erwiderte Paltschinski mit Hilfe seiner Schreibtafel.

„Das klingt genau so, als ob Sie behaupten wollten, im Kriege gehöre mehr Muth zum Davonlaufen als zum Standhalten."

„Dieser Vergleich macht Ihrem Geiste wenig Ehre", schrieb Paltschinski.

„Oho! Ich finde dagegen, daß Ihre Entschuldigung ein schlechtes Zeugniß für Ihren Muth ablegt. Sie

hätten den Rittmeister herausfordern müssen. Solche Ehrensachen können nur mit der Pistole in der Hand ausgetragen werden."

„Das ist Ihre Ansicht", schrieb Paltschinski; „Sie sind Soldat, ich bin Civilist und überdies ein guter Christ."

„Was für lächerliche Prinzipien!"

„Ich ersuche Sie, meine Prinzipien nicht lächerlich zu finden", schrieb Paltschinski.

„Wie wollen Sie mir das verbieten?"

„Vernunft ist unter keinen Umständen lächerlich", schrieb Paltschinski.

„Es gibt Verhältnisse, unter denen die Vernunft zur Feigheit wird", rief der Major und blickte stolz um sich. Die ganze Gesellschaft war bereits um ihn und seinen Gegner versammelt.

„Nicht Jeder, der prahlt, ist ein Held", schrieb Paltschinski.

„Vielleicht bin ich kein Held", erwiderte der Major mit erhobener Stimme, „Sie aber sind ganz gewiß ein Feigling."

Paltschinski blieb einige Augenblicke starr: — auf diese Situation war er nicht gefaßt gewesen. Die an ihn gerichteten Beleidigungen konnte er mit Hilfe seiner Schreibtafel zurückweisen, jetzt hatte aber der Major zu

Allen gesprochen, ihn vor der ganzen Gesellschaft beschimpft, wie sollte er ihm vor Allen die gebührende Antwort ertheilen? Er stand mit seiner kleinen Schreibtafel da, wie etwa ein Mann mit einem Degen einer Batterie gegenüber stehen würde. Sein Schweigen, seine momentane Regungslosigkeit schien dem Major Recht zu geben, schon triumphirte dieser. Da faßte Faniska ihren romantischen Verehrer beim Arm und rief: „Jetzt reden Sie, wenn Sie kein Feigling sind!"

Paltschinski trat auf den Major zu, als ob er ihm eine Beschimpfung in's Gesicht schleudern wollte, aber besann sich und sagte wieder nichts, ja, er lächelte sogar und verließ zur allgemeinen Ueberraschung schnell den Saal.

„Also, habe ich nicht Recht?" prahlte der Major.

„Er ist ein Feigling!" rief der Rittmeister.

„Ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder!" betheuerte Herr Gottwald.

Die enttäuschte Faniska zerknitterte ihr Taschentuch und wendete sich ab, um die zornigen Thränen zu verbergen, welche ihre schönen Augen füllten. Die Musik spielte die ersten Takte einer Quadrille. Die ersten Paare stellten sich in einer großen Colonne, die Mitte des Saales frei lassend, einander gegenüber auf. Der Major, als Arrangeur, klatschte in die Hände, Faniskas

Fächer arbeitete heftig. Die erste Figur begann. Während derselben erschien Paltschinski mit einer großen Leiter an der Thüre, und kaum war der letzte Takt verklungen, schritt er mitten durch die Colonne auf die Wand zu, unter der sich die Estrade mit den Musikanten befand.

„Da ist er wieder. Was hat er vor? Was wird er beginnen?" flüsterte es durch den Saal.

Vergebens klatschte der Major in die Hände, vergebens spielte die Musik die zweite Tour, Niemand dachte daran, zu tanzen; alle Blicke waren auf den romantischen Sonderling gerichtet, der mit unglaublicher Seelenruhe seine Leiter hinter dem Orchester an die Wand lehnte, auf derselben emporstieg und, wie die geheimnißvolle Hand beim Mahle Belsazar's, feierlich Buchstaben auf Buchstaben mit schwarzer Kohle an die Wand schrieb und dann ebenso kaltblütig herabstieg und seine Leiter in die Ecke stellte.

Da stand es nun in kolossalen Schriftzügen und im Lapidarstyle für Jedermann zu lesen:

„Ich weiß nicht, ob ich ein Held bin, aber das weiß ich, daß der Major ein Dummkopf ist."

Ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens, dann ein wüster Tumult, und endlich trat der Major auf Paltschinski zu — bleich bis in die Lippen — und stammelte

etwas, was Niemand verſtand. Paltſchinſki drehte ihm ohne Weiteres den Rücken und ſchrieb ſeine Antwort wieder mit ſchwarzer Kohle an die weiße Wand.

„Ich bin ein Gegner des Duells, weil es unchriſtlich und weil es unvernünftig iſt. Ein ehrlicher Menſch kann ſeine Ehre deßhalb noch nicht verlieren, weil ein roher Bengel mit ihm grob iſt oder ein Schuft ihn verleumdet; ebenſo wenig kann ein ſchlechtes Subjekt durch Blut, das es vergießt, ſeine Ehre herſtellen. Ein Jeder iſt und bleibt mit oder ohne Duell ſo viel werth, als er eben iſt.“

„Alſo Sie verweigern jede Satisfaktion?“ murmelte der Major, die Fäuſte ballend. Hätte er ſeinen Degen an der Seite gehabt, er hätte Paltſchinſki ohne Zweifel niedergeſtoßen.

„Laſſen Sie ihn doch gehen“, ſagte der Badearzt; „es iſt ritterlicher, einen Kranken zu ſchonen. Sehen Sie denn nicht, daß Sie einen Narren vor ſich haben?“

„Sie haben mich mit Abſicht beleidigt“, ſchrieb wieder Paltſchinſki an die Wand; „ich habe nur Ihre Inſulten gebührend beantwortet. An Ihnen iſt es, ſich zuerſt zu entſchuldigen.“

„Sie müſſen ſich duelliren“, rief jetzt Alfred, „und ich will Ihr Sekundant ſein.“

„Haſte gehört, Bella!“ ſchrie Gottwald auf; „ſein Sekundant will er ſein. Alfredchen, biſte meſchugge?“*)

„Die Sache muß mit Piſtolen entſchieden werden“, fuhr Alfred fort.

„Piſtolen! Die Welt ſteht nimmer lang!“ jammerte Gottwald, indem er ſeinen Sohn ängſtlich umſchlang; „Aaronleben, ſprich kein Wort mehr von die Piſtolen!“

„Sie zeigen wenig Muth“, ſprach Faniska; „es iſt ſehr bequem, in einem ſolchen Falle ſeine Grundſätze vorzuſchützen.“

Paltſchinſki richtete einen unendlich ſchmerzlichen Blick auf die geliebte Amazone. Dann zog er ſeine Schreibtafel hervor, ſchrieb raſch einige Worte und wollte ſie nun Faniska reichen; ſie aber lächelte verächtlich und kehrte ihm ſchnöde den Rücken.

Paltſchinſki trat alſo wieder zur Wand hin und ſchrieb: „Ich beſitze Muth, aber ich zeige ihn nur dort, wo er am Platze iſt.“

Faniska beachtete aber weder ſeine Antwort, noch ihn ſelbſt wieder. Er ſchien für ſie todt, ja ſchlimmer als todt, er ſchien für ſie nie exiſtirt zu haben. Paltſchinſki kämpfte einen ſchweren Kampf, aber ſein beſſeres Gefühl ſiegte über die momentane Aufwallung und er blieb den

*) Verrückt, im jüdiſch-polniſchen Dialekt.

Grundſätzen, die er ſo unerſchrocken verfochten hatte, treu. Er ſah mit tiefer Wehmuth Faniska an dem Arme des Majors, den ſie nicht mehr losließ, ſah ſie ihm zulächeln, aber er blieb feſt.

„Dieſer Pan Paltſchinſki iſt ein Menſch, den man ignoriren muß", ſagte Faniska zu dem Major; „Sie würden ſich beflecken, wenn Sie ihn noch weiter beachten würden. Sie können ja von ihm gar nicht beleidigt werden. O, wie habe ich mich in ihm getäuſcht!"

„Wir alle haben uns in ihm getäuſcht", fügte Herr Jaski hinzu, der mit eiferſüchtiger Neugierde dem Paare gefolgt war. „Ich bin ganz Ihrer Meinung, Fräulein", ſagte der Major, „aber einen Spaß ſollten wir uns doch mit dieſem Helden machen."

„Einen Spaß? Wie heißt? Was für einen Spaß?" fragte Gottwald, der ſich gleichfalls näherte.

„Stellen wir ſeinen Muth auf die Probe", fuhr der Major fort, „und zwar auf eine Weiſe, wo er unmöglich ausweichen kann und ſeine Feigheit dann in der luſtigſten Weiſe an den Tag tritt."

„Ja, ja!" lachte die Amazone. Sie verachtete in dieſem Augenblick den armen Paltſchinſki aus dem Grunde ihres Herzens. Sofort ſteckten ſie eifrig die Köpfe zuſammen, andere Badegäſte traten hinzu, in wenigen Minuten war das Complott fertig und Faniska ging,

ſich kokett in den Hüften wiegend und mit ihrem Fächer ſpielend, auf Paltſchinſki zu. „Sie behaupten, daß Sie muthig ſind, wo der Muth am Platze iſt, Panje Paltſchinſki“, begann ſie, indem ſie ihn durch die halbgeſchloſſenen Lider ſpöttiſch anblinzelte; „nun alſo, wir wollen Ihnen Gelegenheit geben, auf eine Weiſe, die mit Ihren frommen und moraliſchen Grundſätzen ebenſo wenig in Widerſpruch ſteht als mit Ihrer Vernunft, uns zu beweiſen, daß wir Ihnen Unrecht gethan haben.“ Paltſchinſki verneigte ſich und ſchrieb dann auf ſeine Tafel: „Ich bin unter dieſen Bedingungen zu Allem bereit.“

„Gut“, erwiderte Faniska mit einem gnädigen Kopfnicken. „Von heute am dritten Abend mit Anbruch der Dunkelheit haben Sie ſich bei der Kapelle einzufinden, welche an dem Kreuzwege oberhalb Lipowing ſteht, allein, ohne Waffen, und dort meine weiteren Befehle abzuwarten.“

Paltſchinſki verneigte ſich, ergeben, wie ein Sklave vor ſeiner Gebieterin.

Achtes Kapitel.

Worin Pan Paltschinski heldenmüthig schläft.

Drei Abende später, mit Anbruch der Dunkelheit befand sich Pan Paltschinski bei der Kapelle am Kreuzwege oberhalb Lipowing. Sein Pferd hatte er dem Schenkwirthe im Dorfe anvertraut. Er saß in der größten Gemüthsruhe auf einem Baumstrunk, der im Grase lag, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Es währte nicht lange, so näherte sich Pferdegetrappel und Faniska, begleitet von Pan Jaski und gefolgt von einem Reitknechte, galoppirte heran. Die kühne Amazone parirte ihr Pferd genau vor Paltschinski's Nase und begrüßte ihn ein wenig spöttisch, aber nicht unfreundlich. Sie begann zu hoffen, daß es ihm gelingen werde, seinen Ruf, der durch die Duellgeschichte in den Augen der ganzen aristokratisch angehauchten polnischen Gesellschaft von Jurowza gelitten hatte, wieder herzustellen, und sie hoffte es nicht allein, sie wünschte es auch sehnlichst.

„Ich sehe, Sie sind ein Mann von Wort", sagte Faniska, während sie ihren Fuß auf Paltschinski's Hand setzte, die er ihr ritterlich darbot. Nachdem sie leicht

wie eine Elfe zur Erde gesprungen und auch Pan Jaski abgestiegen war, sendeten sie die Pferde mit dem Reitknecht zurück.

„Nun, vernehmen Sie, um was es sich handelt", begann das Fräulein mit einer Miene, die Schauerliches anzudeuten schien. „Hier oben, auf diesem einsamen schroffen Bergkegel liegt, wie Sie wissen', das halbverfallene Schloß Milowze, einst der Sitz der Sanoker Staroften, jetzt das Eigenthum des Herrn Jaski. Dieses Schloß wurde von den Tataren überfallen, welche die Bewohner und die Besatzung theils über die Klinge springen ließen, theils in die Sklaverei schleppten und dasselbe dann in Brand steckten. Es wurde nach ihrem Abzuge nur theilweise wieder aufgebaut. Die Letzte, die es bewohnte, war die alte Staroftin Bona Dolgopolska. Als junge Frau von ihrem Gatten getrennt, lebte sie hier, gleich der römischen Kaiserin Messalina, ein wüstes gottloses Leben. In ihrem Alter mißhandelte sie ihre Unterthanen mit teuflischer Grausamkeit und verübte unerhörte Gewaltthaten. Das Volk erzählt von ihr, sie habe geheime Kräfte der Natur gekannt, sich im Blute unschuldiger Mädchen gebadet, um die verlorne Jugend und Schönheit wieder zu erlangen, allerhand Zauberkünste getrieben und sei, als man ihr nach ihrem Tode das Begräbniß in geweihter Erde ver-

weigerte, in Gestalt eines schwarzen Vogels davongeflogen und in der Luft von einem großen Raben mit feurigen Augen und Krallen ergriffen und in Stücke zerrissen worden. In dem großen Ahnensaale des Schlosses steht der Katafalk mit ihrem Sarge noch unberührt. Hier soll, wie die Sage geht, um Mitternacht allerhand Geisterspuk zu sehen und zu hören sein. In diesem Saale des einsamen Schlosses, das von Niemand bewohnt ist, sollen Sie diese Nacht zubringen und zwar in dem Sarge der Staroſtin Bona Dolgopolska. Sie dürfen, wenn Sie uns von Ihrem Muthe überzeugen wollen, vom Abend bis zum Morgen weder das Schloß, noch den Saal, noch den Sarg verlassen, was auch immer geschehen mag. Sind Sie bereit, diese Probe zu bestehen?"

Paltschinski verneigte sich.

„Sie glauben also nicht an Gespenster?"

Paltschinski schrieb auf seine Tafel: „Es gibt Nichts, was ich fürchten würde, es wäre denn eine Handlung, die mir mein Glaube oder mein Gewissen verbietet. Ich bin überall in Gottes Hand."

„Gut, dann folgen Sie uns."

Pan Jacek zog nun eine Laterne hervor, die er unter seinem Mantel mitgebracht hatte, zündete die in derselben befindliche Wachskerze an und ging als Füh-

rer voran; ihm folgte Faniska, welche ihr Reitkleid über den Arm geschlagen hatte, und Paltschinski schloß den Zug. Der Weg ging über Steine und Baumwurzeln, über die Paltschinski von Zeit zu Zeit stolperte, zwischen Bäumen und Gestrüpp in einer Art Serpentine um den Berg herum. Die unheimliche Stille wurde von Zeit zu Zeit durch das Geschrei einer Eule oder das Geraschel einer Schlange unterbrochen. Keines von den Dreien sprach ein Wort, bis das Schloß vor ihnen, gleichsam aus der Erde, emporstieg und sie endlich an dem Thore desselben standen.

„Da sind wir", begann Pan Jaski, indem er die Laterne zu Boden stellte und einen Bund alterthümlicher verrosteter Schlüssel hervorholte; „fürchten Sie sich nicht ein wenig, Panje Paltschinski?"

Paltschinski schüttelte den Kopf.

„Ich, an Ihrer Stelle, würde mich lieber mit dem Major schlagen, als in dem Geisterschloß übernachten."

Endlich hatte Jaski den richtigen Schlüssel gefunden und sperrte mit Hilfe Paltschinski's das Thor auf, das erbärmlich in den Angeln seufzte. Sie traten ein, gingen durch den Hof, stiegen eine breite Steintreppe empor, gingen durch einen langen Corridor, in dem ihre Schritte auf den Marmorplatten schauerlich wiederhallten, und blieben vor einer großen eichenen Thüre mit kunst-

vollem Metallbeschläge stehen. Wieder ächzte der Schlüssel im Schlosse, wieder knarrte und seufzte die Thüre, und sie befanden sich in dem großen Ahnensaale.

Jaski stellte die Laterne auf eine lange, reich geschnitzte Tafel, welche die Mitte desselben einnahm. Bei dem fahlen Lichte derselben zeigten sich die Wände mit Tapeten von verschossener Pracht und mit lebensgroßen Bildnissen aus den verschiedensten Zeiten polnischer Herrlichkeit geschmückt. An dem obern Ende des Saales befand sich eine mit schwarzem Tuche verkleidete Bühne, zu der fünf Stufen emporführten, und auf der zwischen sechs massiven silbernen Leuchtern mit großen Wachskerzen ein offener Sarg von fürstlicher Pracht stand. An dem untern Ende war eine hohe Thüre und über derselben eine Galerie zu sehen, auf der offenbar bei den Festen der alten Staroften das Orchester gespielt hatte.

„Hier ist also die Unglücksstätte", sagte Jaski mit einer Miene, aus der unendliches Mitleid zu sprechen schien, und in einem fast weinerlichen Tone. „Sind Sie noch immer entschlossen, das Wagestück zu unternehmen, Panje Paltschinski?"

Dieser nickte.

„Nun, dann leben Sie wohl", sprach Jaski, ihn mit Emphase umarmend, „und sollten wir uns in die-

sem Leben nicht mehr wiedersehen, so seien Sie überzeugt, daß ich Sie aufrichtig betrauern werde."

„Legen Sie sich also in den Sarg", befahl die kühne Amazone. Paltschinski nahm mit einem Händedruck von Jaski Abschied, küßte Faniska die kleine weiße Hand, stieg dann rasch die Stufen empor und legte sich in den Sarg.

„So bleiben Sie liegen", sagte Faniska, „bis es Tag wird und wir Sie zu holen kommen."

Jaski zündete die Kerzen in den großen Leuchtern an, die den Sarg umgaben, nahm dann seine Laterne und sprach: „Leben Sie wohl!" mit einer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien.

„Ich meinerseits wünsche Ihnen die beste Unterhaltung", rief Faniska schnippisch und machte Paltschinski einen tiefen, spöttischen Knix. Die Beiden verließen hierauf den Saal und schlossen die Thüre. Draußen drehte Jaski dem guten Paltschinski eine Nase und sprach: „Warte nur, du sollst Augen machen!" und Faniska kicherte in ihr Taschentuch hinein.

Paltschinski hörte ihre Schritte im Corridor verhallen, dann wurde es vollkommen still. Er zog seine Uhr hervor, es fehlten noch zwei Stunden zur Mitternacht. Er setzte sich also auf und sah sich etwas im Saale um. Die Portraits an den Wänden machten ihm einen son-

derbaren Eindruck: sie sahen gar nicht wie Oelgemälde, am wenigsten aber wie alte, von der Zeit verdunkelte Bilder aus, alle schienen sie ganz frisch gemalt und mit dem groben Pinsel eines Dekorations- oder Zimmermalers. „Ah, was verstehe ich von Gemälden!“ dachte er, „ich habe zwar die Galerien in Wien, Berlin, Dresden, München und sogar in Paris, Venedig, Florenz und Rom gesehen, aber was hat das am Ende zu sagen? Man muß sein Auge lange geübt, Kunstgeschichte studirt haben. Es werden schon alte Bilder sein, und wenn nicht, was kümmert das mich. Was werde ich aber bis Mitternacht anfangen? Ich hätte mir ein Buch zum Lesen mitnehmen sollen. Das haben sie mir nicht verboten. Ah, ich werde versuchen, zu schlafen. Warum soll ich überhaupt nicht bleiben? Ich bin überall in Gottes Hand, habe ein gutes Gewissen und so wäre es albern, sich zu fürchten.“

Er sprach hierauf sein gewöhnliches Nachtgebet, bekreuzte sich, streckte sich aus und schloß die Augen.

So vortrefflich er sonst schlief, so schien ihn doch heute der Schlummer zu fliehen; er legte sich bald auf die linke, bald auf die rechte Seite und wurde endlich wieder vollkommen munter. Wieder blickte er auf die Uhr: es war ein Viertel über Eilf; und wieder begann

er die Bilder zu mustern; da sah und hörte er aber allerhand seltsame und unheimliche Dinge.

Nicht weit von ihm hing das Portrait eines Feldherrn der Republik, im blutrothen Kontusch, mit bis auf die sogenannte Hordenlocke nach tatarischer Art rasirtem Kopf, den Kommandostab in der Rechten. Dieser grimmige Held schien plötzlich die Augen zu bewegen und ihn durchdringend anzusehen. „Unsinn", dachte Paltschinski und blickte nach der andern Seite hin, wo ein Ritter aus der Zeit Sobieski's, vom Scheitel bis zur Zehe gerüstet und mit großen weißen Flügeln an den Schultern, zu sehen war. Da hörte er ganz deutlich seufzen.

Er wandte sich hierauf um, vermied es aber, den martialischen Feldherrn anzusehen, und ließ seine Augen ganz zufällig auf einer in rothen, mit Marderpelz besetzten Sammt gekleideten Dame ruhen. Seltsam, auch diese bewegte die Augen, ja sie schien ihn anzulachen und endlich hörte er ein leises Kichern.

„Ich glaube, ich träume mit offenen Augen", dachte Paltschinski; „es ist vernünftiger, ich sehe und höre nichts, sondern nehme mir fest vor, zu schlafen." Er zog hierauf Baumwolle heraus, die er stets, aus Furcht vor Erkältung, bei sich trug, und verstopfte sich fest die Ohren, schloß die Augen und begann zu zählen. Es war dies

das beste ihm bekannte Mittel, um einzuschlafen, und das wußte er, wann er einmal schlief, waren weder Donnerschläge noch Kanonenschüsse mehr im Stande, ihn zu wecken. —

Um Mitternacht erdröhnten zuerst zwölf tiefe schauerliche Glockenschläge, dann ertönte feierlich eine unsichtbare Orgel und plötzlich flog die große Thüre, welche sich der Bühne gegenüber befand, auf und in langem Zuge nahten, mit unhörbaren Schritten, weiße vermummte Gestalten, verschleierten Tataren-Frauen gleichend, umschritten dreimal den Saal, dann dreimal den Katafalk und blieben zuletzt im Kreise um denselben stehen. Eine hohe majestätische Frauengestalt mit verhülltem Gesichte trat langsam aus ihrer Mitte hervor, schwebte die Stufen der Bühne empor und erhob, zu den Füßen des Sarges stehend, drohend ihren Arm.

Paltschinski regte sich nicht.

Die Gestalt schwebte hierauf wieder die Stufen hinab und der unheimliche Zug verließ den Saal, in derselben Ordnung und ebenso geräuschlos, wie er gekommen war.

Nach einer kleinen Pause sprach eine tiefe Stimme: „Es ist Zeit, meine Herrschaften, das Mahl einzunehmen.“ Ein Haushofmeister, in altpolnischer Tracht, trat durch die Thüre herein und klopfte mit seinem Stabe dreimal an dieselbe. Sofort erschienen Diener, welche, Schatten

gleich, hin und her schwebten, die Tafel mit kostbarem Tischzeug und massivem alten Silber deckten, allerlei in alten Zeiten übliche Riesenkuchen und Torten auf dieselbe stellten und Stühle um dieselbe reihten. Wieder drei Schläge mit dem Stabe, und die alten Bilder an den Wänden begannen lebendig zu werden.

Der Erste, der seinen Rahmen verließ, und zwar nicht ohne wieder einen grimmigen Blick auf Paltschinski zu werfen, war der Feldherr im bluthrothen Kontusch. Ihm folgte die Dame im rothen, mit Marderpelz besetzten Sammtkleide, der er galant seine Hand bot. Im Nu waren alle Rahmen leer und die bunteste Gesellschaft füllte den Saal und ordnete sich paarweise, wie es der Zufall fügte. Man sah den geharnischten Reiter Sobieski's an der Seite einer mit Schönpflästerchen übersäten, gepuderten Dame im Reifrock, den Magnaten aus der Zeit Sigismund's I., in einem mit edlem Pelzwerk reich ausgeschlagenen Ueberkleide und in einer Art Schlafmütze von Pelz auf dem Kopfe, neben einer Amazone aus der Zeit der Königin, in fließender Robe, kurzer Jacke mit geschlitzten Aermeln, viereckigem Halskragen und dem italienischen Männer-Hut mit wogender Feder, die Reitgerte in der Hand, das Haar in offenen Locken niederwallend, die Edelfrau, in der ernsten düsteren Tracht des sechszehnten Jahrhunderts, dicht verschleiert,

an dem Arm des Cavaliers aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, mit Küraß und schüsselförmigem Spitzenkragen, kurzgeschorenem Haar und schwedischem Spitzbart. Die bunte fremdartige Gesellschaft zog einmal um den Saal herum und nahm dann an der Tafel Platz. Die Diener trugen Gericht um Gericht auf. Alle aßen und tranken und schienen sehr vergnügt, ja sogar eine lebhafte Unterhaltung zu führen, aber dies Alles geschah, ohne daß man das mindeste Geräusch oder nur ein leises Wort vernahm.

Das Mahl schien im besten Zuge, als der Haushofmeister hereinstürzte und dem grimmigen Feldherrn im rothen Kontusch eine Schreckensnachricht in das Ohr flüsterte; sofort sprang dieser auf und erhob seinen Commandostab. Alle Säbel und Degen flogen aus den Scheiden, die Frauen drängten sich ängstlich in einen Knäuel zusammen. Schon drangen die Tataren mit weizengelben Gesichtern, geschorenen Köpfen, von denen schwarze Haarbüschel herabfielen, die krummen Säbel schwingend, herein. Ein heftiger Kampf begann, aber ohne daß man einen Schlachtruf ausstoßen, ja nur eine Waffe klirren hörte. Die Christen wurden mehr und mehr in jenen Theil des Saales gedrängt, in dem Paltschinski lag; der Feldherr im rothen Kontusch und der Tataren-Chan kreuzten sogar ihre Klingen einige Zeit

über seiner Nase. Dann wurde ein Theil der Christen niedergemacht und zu den Fenstern hinausgestürzt, den entwaffneten aber wurden Schlingen um den Hals geworfen und dieselben mit den Frauen in die Sklaverei abgeführt. Dann gab der Chan ein Signal und sofort stürzten seine Leute mit Fackeln herbei. Im Nu schien das ganze Schloß in Flammen zu stehen.

Paltschinski aber regte sich nicht.

Die Tataren waren verschwunden, die Flammen erloschen, von Neuem herrschte tiefe Stille.

Lange Zeit war nichts zu sehen und zu hören. Plötzlich begann im Kamine der Wind zu blasen und mit einem Male erhob sich entsetzliches Geheul; teuflisches Gelächter erschallte, die widerlichsten Stimmen tönten schrill durcheinander, Hähne krähten, Katzen miauten, Hunde bellten, Schweine grunzten, Raben krächzten, Eulen schrieen und durch alle Fenster sprangen auf Besen, Ofengabeln grauenhafte Gebilde der Hölle in den Saal, ritten auf verschiedenen Thieren zur Thüre herein und krochen aus dem Kamin; Hexen, Teufel, Ungeheuer tummelten sich in wildem Hexensabbath durch einander, tanzten, sprangen, jauchzten und lachten. Ein großer, schwarzer Kater, so groß wie ein Mensch, sprang sogar über Paltschinski's Kopf weg. Alles vergebens. Paltschinski regte sich nicht. Da schlug es Eins und der Spuk zerstob.

Als Faniska am Morgen mit Jaski, Gottwald und Pan Skrubski in den Saal trat, lag Paltschinski noch immer regungslos im Sarge. „Was für ein Unglück!“ schrie Herr Gottwald, „der Schreck hat ihn getödtet.“

„Was fällt Ihnen ein!“ rief Jaski, der die Bühne erstiegen hatte und sich über Paltschinski beugte; „er schläft.“

„Er schläft?“ rief erstaunt die Amazone.

Jaski begann, ihn kräftig zu rütteln. Endlich regte sich Pan Paltschinski, rieb sich die Augen, setzte sich auf, blickte um sich und lächelte.

„Sie haben geschlafen?“

Er nickte.

„Die ganze Nacht?“

Er nickte wieder.

„Und Sie haben nichts gesehen und gehört?“

Er verneinte.

„Zu was haben wir dann gemacht so ein Geserve?“ platzte Gottwald heraus, „und uns so herrlich ausstaffirt, und ich bin ganz heiser vom Krähen!“

„Da haben Sie mich also als Feldherrn im rothen Kontusch nicht bemerkt?“ rief Pan Jaski, „und ebensowenig als schwarzen Kater?“

Paltschinski verneinte.

„Eigentlich kann es gar nicht als Probe des Muthes

gelten, wenn man ſchläft und nichts ſieht und hört!“ rief Skrubſki.

„Da ſind Sie im Irrthum!“ entgegnete Faniska; „unter ſolchen Umſtänden einzuſchlafen, beweiſt auch Courage und Pan Paltſchinſki hat wirklich heldenmüthig geſchlafen.“

Neuntes Kapitel.

Paltſchinſki als Horatius Cocles.

Während die Geſellſchaft von Jurowza noch leidenſchaftlich darüber debattirte, ob Paltſchinſki die ihm auferlegte Probe beſtanden habe oder nicht, und der Held dieſes Abenteuers ſich weder im Bade noch in Lipowing oder ſonſt wo blicken ließ, ja förmlich aus der Welt verſchwunden ſchien, traten unerwartet Ereigniſſe ein, welche nicht nur die ſiebenundvierzig Kurgäſte, ſondern die ganze Umgegend in fieberhafte Aufregung und Unruhe verſetzten.

Wie faſt überall in Galizien, beſtanden auch in Lipowing immwährende Streitigkeiten zwiſchen der Herrſchaft und den Bauern. Bei der Aufhebung der Unterthänigkeit und Robot im Jahre 1848 waren zwar den

Bauern ihre Häuser und Gründe als selbstständiges Eigenthum zuerkannt und die bisherigen Herren aus Staatsmitteln reichlich entschädigt worden, aber man hatte es versäumt, wenn nicht den einzelnen Bauern, so doch den Bauergemeinden gegen angemessene Entschädigung auch Wald und Weide zu geben. So lange der Bauer der Unterthan des Edelmanns war, ließ ihn dieser in seinem Walde Holz fällen, in seinem Walde und auf seiner Weide dessen Vieh und dessen Pferde weiden. Nun war das natürlich vorbei und der Bauer sollte das schwierige Problem lösen, seine Wirthschaft ohne Wald und Weide weiter zu führen, ein Problem, das auch einem viel erfahreneren und gebildeteren Landwirthe viel Kopfweh verursacht hätte. Der galizische Bauer, durch seine eigenthümlichen Anschauungen vom Eigenthum unterstützt, welche es ihm zwar als Verbrechen erscheinen lassen, fremdes Geld oder sonst irgend etwas in einem fremden Hause zu berühren, dagegen Alles, was Gott wachsen läßt, in seinen Augen zum Gemeingut stempeln, löste jedoch dieses Problem in überraschend einfacher Weise. Er nahm wie bisher sein Holz aus dem herrschaftlichen Walde und weidete wie bisher sein Vieh auf der herrschaftlichen Weide.

Vergebens vertrieben die Herrschaften die Bauern aus ihrem Eigenthum, vergebens belehrten die Behörden

dieſelben und belegten ſie mit Strafen. Sie kamen immer wieder und widerſetzten ſich ſogar da und dort der Gendarmerie und dem einſchreitenden Militär. Es kam zu blutigen Zuſammenſtößen, es gab auf beiden Seiten Todte und Verwundete, es gab langwierige Criminalprozeſſe und zahlreiche ſtrenge Verurtheilungen, aber die Sache blieb dieſelbe, und die Bauern benützten und benützen heute noch die herrſchaftlichen Wälder und Weiden. So auch in Lipowing.

Eines Abends kam der Förſter und meldete ſeiner jungen Herrin, er wiſſe ſich keinen Rath; in einem entfernten Theile des Waldes ſeien Bauern eben damit beſchäftigt, Bäume, die ſie Tags vorher gefällt hatten, zu zerkleinern und auf ihre bereit ſtehenden Wägen zu laden. Seiner Ermahnung hätten ſie keine Folge geleiſtet und, als er die Flinte herabgeriſſen habe, ihm ſogar gedroht, ihn bei der nächſten beſten Gelegenheit zu erſchlagen.

Nun wallte das muthige polniſche Amazonenblut gleich auf: Faniska ließ zwei Pferde ſatteln und ritt mit dem Förſter im ſchärfſten Trab an den Thatort. Wirklich fand ſie ein Dutzend Bauern damit beſchäftigt, in ihrem Walde Holz zu hacken, während deren Weiber und Kinder dasſelbe auf drei kleine, aus Weidenruthen geflochtene Wägen luden, welche, mit zwei bis drei kleinen mageren Pferden beſpannt, daneben ſtanden. Die Bauern

zeigten sich nicht im Mindesten überrascht oder verlegen durch das plötzliche Erscheinen der Eigenthümerin, sie grüßten dieselbe sogar recht freundlich, ließen sich aber weiter nicht in ihrer Arbeit stören.

„Was thut Ihr da?" begann Faniska.

„Holz fällen."

„Das sehe ich. Aber mit welchem Rechte fällt Ihr es in meinem Walde?"

„Gott läßt die Bäume für Jedermann wachsen."

„Ich befehle Euch, sofort meinen Grund und Boden zu verlassen."

„Ach, Fräulein, wir sind noch nicht fertig", seufzte ein junger Bauer, „und wir brauchen Holz."

„Ihr wollt nicht gehorchen?"

„Von Herzen gerne, aber es ist nicht möglich."

Faniska ritt, vom Zorn fortgerissen, mitten unter die Widerspenstigen und begann, sie mit ihrer Reitpeitsche zu bearbeiten. Sie duckten sich wie die Enten auf dem Wasser, wenn ein Geier auf sie herabstößt; sie ließen sich schlagen, aber rührten sich nicht von der Stelle. „Fort! sag' ich Euch, oder ich prügle Euch todt", rief die Amazone in großer Aufregung.

„O, es ist ein Vergnügen, von dem Fräulein geprügelt zu werden", bemerkte der junge Bauer, sie mit Wohlgefallen betrachtend.

„Nun, wartet nur, ich werde Euch schon lehren", sagte Faniska, wendete ihr Pferd und ritt nach Jurowza, um sich vor der ganzen Kurgesellschaft beim Polizeicommissär zu beklagen. „Ich vermag nichts in dieser Angelegenheit", sagte dieser verlegen; „ich bitte das gnädige Fräulein, sich an den Ortsrichter, und wenn dieser nicht helfen kann, an das Kreisamt in Sanok zu wenden."

„Wozu solche Umwege?" rief der Major, welcher die Gelegenheit, Faniska's Ritter zu spielen, begierig ergriff; „lassen Sie nur mich machen, ich stehe Ihnen gut dafür, daß ich diese Räuber zur Raison bringe."

„Ich bitte Sie also —"

„O! es ist ein Vergnügen für mich."

Der Major stieg sofort zu Pferde und ritt mit Fräulein Tarnowska nach Lipowing, wo er deren Leute mit Flinten, Pistolen und Säbeln bewaffnete und an der Spitze derselben, von dem Förster geführt, in den Wald zog. Er traf die Landleute, als sie eben im Begriffe waren, theils ihre kleinen Pfeifen schmauchend, theils schwermüthige kleinrussische Weisen singend, mit den holzbeladenen Wägen nach Hause zu fahren. „Halt!" rief er ihnen im kräftigsten Commandotone zu, „dieses Holz gehört der Herrschaft. Ich nehme es hiemit in Beschlag und zur Strafe mit demselben auch Eure Wagen und Pferde."

„Erbarme Dich, goldener Herr", begann der Aelteſte unter den Bauern, „wir können ja nicht mit Luft kochen, wir müſſen Holz haben und es iſt immer aus dem Walde da geholt worden, ſo lange ich denke."

„Keine Einwendungen!" ſchrie der Major, „der Wald gehört der Herrſchaft, folglich auch das Holz. Es iſt Euch verboten worden, dasſelbe zu nehmen, folglich ſeid Ihr Diebe und Räuber. Gebt Euch zufrieden, wenn man Euch nur Wägen und Pferde nimmt und Euch ſelbſt nicht gefangen ſetzt."

„Wir laſſen uns aber unſere Wägen nicht abnehmen."

„Das wollen wir ſehen", rief der Major, „bemächtigt Euch des Fuhrwerks, und wenn dieſe Schufte Widerſtand leiſten, ſchießt ſie nieder, ich verantworte Alles." Er ſchwang ſeinen Säbel und begann den alten Mann, welcher den erſten Wagen führte, mit flachen Hieben zu traktiren.

Die Bauern zogen ſich hierauf zurück, berathſchlagten und verſchwanden plötzlich im Walde.

„Seht Ihr", ſagte der Major vergnügt, indem er ſich eine Cigarre anzündete, „man muß dieſen Lumpen nur Ernſt zeigen, dann kuſchen ſie und laufen davon. Nun haben wir alſo das Holz und ihre Wägen dazu."

„Allerdings!" erwiderte der Förſter, indem er ſich mit bedenklicher Miene am Kopfe kratzte; „aber Sie

kennen unsere Bauern nicht, gnädiger Herr. Die sind nicht so leicht einzuschüchtern. Ich wette, sie führen etwas im Schilde und nichts Gutes."

„Sie sollen nur kommen, wir werden mit diesen Räubern kurzen Prozeß machen."

„Nun, wir werden ja sehen", sagte der Förster, „aber ich fürchte, es gibt ein Unglück. Hier steht Jeder für Alle und Alle für Jeden. Ein hartnäckiges Volk. Besser wäre im Guten —"

„Schweig!"

„Ich schweige schon."

Der Major brachte die erbeuteten Wägen mit dem Holze im Triumphe nach dem Edelhofe und wurde von Faniska mit einem viel verheißenden süßen Lächeln, einem fast zärtlichen Händedruck und beim Thee, den sie zusammen nahmen, mit einer echten Gänseleber-Pastete belohnt. Die Bauern ließen sich nicht mehr blicken und auch am folgenden Tage sah und hörte man nichts von ihnen. Die Herrin von Lipowing feierte ihren Sieg durch ein glänzendes Diner, zu dem alle ihre Jurowzer Freunde bis auf Paltschinski, nach dem Niemand mehr fragte, geladen waren.

Als beim Champagner die Toaste begannen und Alfred Gottwald eine Hymne an Faniska mit einer halb weinerlichen, halb meckernden Deklamation zum Besten

gab, stürzte plötzlich der jüdische Schenkwirth von Lipowing in den Saal und rief: „Rebellion! Rebellion! Die Bauern sind versammelt im Dorfe, sie machen einen Aufruhr, sie haben Sensen und Dreschflegel, Piken, Säbel und Pistolen, und sogar Schießgewehre haben sie. Sie wollen stürmen den Edelhof."

Faniska blickte auf den Major.

„Wir müssen sofort Alle, die im Hause sind, bewaffnen", sagte dieser. Sein Gesicht strahlte förmlich. Er sah sich auf dem besten Wege, die Herrin von Lipowing zu erobern. „Uebergeben Sie mir das Commando, Fräulein Tarnowska, und ich bürge Ihnen mit meiner Ehre dafür, daß Keiner von diesen Hunden lebend über die Schwelle des Hauses gelangen soll."

„Ich achte Ihren Muth, Herr Major", sprach Pan Jaski, „aber Sie vergessen, daß Sie keine Moskowiter vor sich haben. Unsere Bauern sind durch Nichts einzuschüchtern; es wäre nicht das erste Mal, daß ein voreiliger Schuß das fürchterlichste Blutbad veranlaßte."

„Jedenfalls müssen wir uns in Vertheidigungszustand setzen", rief Pan Skrubski, „um ihnen zu imponiren, dann aber Geduld und kaltes Blut. Ich kenne diese Geschichten von 1846 her, mit unseren Bauern darf man in keiner Weise scherzen."

„Niederschießen soll man diese Hunde!" schrie der Major.

„Angenommen, wir schießen Zehn nieder", entgegnete der Badearzt Pan Janischewiki, „oder Zwanzig: die Anderen erschlagen uns deßhalb doch und brennen den Edelhof nieder. Nur Ruhe, meine Herren. Sprechen wir vor Allem mit den Leuten."

„Wo sind die Waffen?" fragte der Major.

Die junge Herrin, muthig und kaltblütig wie es nur eine Polin im Augenblicke der Gefahr zu sein vermag, traf nun mit überraschender Schnelligkeit ihre Vertheidigungsmaßregeln. Nicht der Major, sie selbst führte das Commando. Sie bewaffnete ihre Leute und vertheilte Pistolen und Jagdgewehre, sowie Patronen an ihre Gäste. Das Thor wurde mit Balken, Fässern und Steinen verrammelt, ebenso die Thüre, welche auf die Terrasse führte. Pan Jaski besetzte mit dem Kammerdiener, den beiden Kutschern, dem Reitknecht und den fünf Ackerknechten das Thor, Rittmeister Romberg mit den beiden Bedienten, dem Gärtner, Gärtnerburschen und Hauskecht die Thüre. Die übrigen Herren postirten sich an den Fenstern. Faniska trat mit dem Major auf den Balkon hinaus. Gottwald kroch unter ein Bett, Alfred dichtete einen Schlachtgesang im Style und Metrum des Pindar. Bella wurde ohnmächtig und Pana Kleopatra Skrubska schwur, sie werde eher sterben, als sich diesen Unmenschen ergeben, und bemächtigte sich eines

Dolches, der an der Wand zwischen verschiedenen ritterlichen Armaturstücken hing.

Schon rückten die Bauern an, vollkommen militärisch, in zwei Colonnen, von denen sich die eine gegen den Garten, die andere aber gegen die Front des Edelhofes wendete. Nachdem sie diesen vollständig eingeschlossen hatten, trat der Ortsrichter mit zwei alten Männern vor und verlangte Einlaß.

„Hier bin ich", rief Faniska, „sagt also, was Ihr zu sagen habt."

„Wir sind gekommen, die Wagen und die Pferde und das Holz zu holen, das man uns abgenommen hat."

„Euch hat man nichts genommen."

„Ach! Herrin, die Gemeinde ist ein großer Mensch."*)

„Es ist ein Unrecht von Euch, sich der Diebe anzunehmen."

„Wir bitten unterthänigst um die Wagen —"

„Die bekommt Ihr nicht", schrie der Major, „geht auseinander. Was Ihr da begonnen habt, ist Aufruhr."

„Wir bitten um die Wagen, sonst müssen wir sie uns selbst nehmen."

„Versucht es", gab der Major zur Antwort; „wenn

---

*) Kleinrussisches Sprichwort.

Ihr mit Gewalt eindringt, seid Ihr Räuber, und Räuber schießt man nieder."

„Schießt nicht", rief der Ortsrichter, „es könnte Euch gereuen."

„Ein Schuß", sagte Pan Skrubski zum Major, „und sie ermorden uns Alle."

Die Bauern beriethen sich, dann trat der Ortsrichter vor und sprach: „Wenn man uns die Wagen nicht gibt, werden wir das Thor einschlagen und sie holen."

„Der Erste, der eindringt, stirbt von meiner Hand", schrie der Major.

Die Bauern gaben keine Antwort, sondern begannen mit Hacken und Pflöcken das Thor einzurennen.

„Was thun?" fragte der Major; „gestatten Sie mir zu schießen?"

„Um Gottes willen, nein", rief Faniska; „geben wir ihnen lieber die Wagen."

„Das heißt, Sie geben sich für alle Zeit in die Hände dieser Schufte."

„Ich weiß nicht, was beginnen?" seufzte Faniska.

„Zurück", schrie der Major den Bauern zu, „oder wir geben Feuer!"

Niemand gehorchte seinem Befehl. Wüthend riß er die Doppelflinte an die Backe und schoß zweimal mitten in den stürmenden Haufen. Zwei von den Bauern

stürzten nieder, die anderen erhoben ein wildes Geheul und stürmten jetzt von allen Seiten zugleich auf den Edelhof los.

„Jetzt sind wir alle verloren", sagte Pan Skrubski, bis in die Lippen bleich. Faniska zog den Major in das Zimmer.

Schüsse knallten, von unten flogen Kugeln und Pfosten in die Fenster. Der Major wurde an der Schulter verwundet, einem Amor aus Gyps die Nase abgeschlagen und ein großer Spiegel zertrümmert.

Plötzlich entstand ganz unerwartet Ruhe, die Bauern zogen sich zurück.

Faniska, entschlossen, sich nöthigenfalls für ihre Gäste zu opfern, trat rasch auf den Balkon hinaus, in der Absicht, die wüthenden Bauern zu begütigen: — da erblickte sie Paltschinski mitten in der Straße, der unbewaffnet, und ohne ein Wort zu sprechen, auf die Bauern zuging.

„Kehren Sie um, Herr", rief der Ortsrichter, „hier wird geschossen."

Paltschinski beachtete die Warnung nicht; schweigend und mit der erhobenen Hand drohend, näherte er sich dem empörten Haufen. Ein Schuß fiel aus demselben, die Kugel pfiff an seinem Ohr vorbei, er ging kaltblütig vorwärts und wies stumm gegen Himmel.

Das Seltsame der ganzen Erscheinung wirkte auf die Bauern wie ein panischer Schrecken; sie zogen sich langsam vor ihm zurück und ergriffen endlich förmlich die Flucht. „Das ist kein Mensch", riefen sie. Einzelne, denen er nahe kam, warfen sich in die Straßengräben.

Jetzt erschien auch der Pfarrer, baarhaupt, ein Cruzifix in der Hand.

Paltschinski begrüßte ihn ehrerbietig, zog ruhig seine Schreibtafel hervor und begann Angesichts der Bauern mit ihm zu unterhandeln. Der Pfarrer rief den Ortsrichter herbei, der sich furchtsam näherte. Es wurde hin und her parlamentirt. Der Pfarrer vermittelte zwischen der Herrschaft und der Gemeinde und so kam in kurzer Zeit ein für beide Theile vortheilhafter Frieden zu Stande.

Die Wagen und Pferde wurden den Bauern sammt dem Holz auf der Stelle ausgefolgt. Jeder der beiden verwundeten Bauern erhielt ein Schmerzensgeld von zwanzig Gulden ausbezahlt, für den galizischen Landmann ein Kapital. Den Bauern wurde gestattet, unter Aufsicht des Försters das nöthige Holz aus dem herrschaftlichen Walde zu nehmen und ihr Vieh auf der herrschaftlichen Weide zu weiden, wogegen sie sich verpflichteten, der Herrschaft eine entsprechende Zahl von Arbeitstagen zu leisten.

Die Belagerten athmeten auf. Gottwald kroch unter

dem Bette hervor und betheuerte, er wisse jetzt, wie es Napoleon bei Sedan zu Muthe gewesen sei; der Badearzt legte dem Major den ersten Verband an, Alfred begann seinen Schlachtgesang vorzutragen. Das Thor wurde geöffnet. Die kühne Amazone trat, vor Freude und Glück strahlend, heraus, um Paltschinski mit den holdesten Worten um Vergebung zu bitten.

Er aber — verneigte sich kalt und ließ sie beschämt mitten in der Straße stehen.

Zehntes Kapitel.

Ja.

Die nächste Folge der blutigen Szene zu Lipowing war, daß Pan Paltschinski, begleitet von Pan Skrubski und Pan Jaski, bei dem verwundeten Major erschien, um ihm seine Theilnahme auszusprechen. „Ah! Sie wollen von mir eine Erklärung haben, daß Sie ein muthiger Mann sind", rief ihm der Russe lächelnd entgegen.

„Daran zweifelt Niemand", erwiderte Pan Skrubski, „er kommt im Gegentheil, um Sie um Vergebung zu bitten und zu versichern —"

„Daß ich kein Dummkopf bin?“ sagte lächelnd der Major; „das kann ich nicht annehmen. Ich bin ein Dummkopf, wie Sie sehen, und noch dazu ein großer.“

In den folgenden Tagen fand zwischen Fräulein Tarnowska und Pan Paltschinski ein lebhafter Briefwechsel statt. Die kühne Amazone schrieb:

„Hochgeschätzter Herr Paltschinski!

„Sie haben neulich so schnell vor mir die Flucht ergriffen, daß ich an Ihrem Muthe — Frauen gegenüber starken Zweifel hege, obwohl ich Sie sonst für einen vollständigen Helden halte. Da Sie mir durch Ihr Benehmen die Gelegenheit raubten, mich über die Ereignisse der letzten Zeit auszusprechen, ich es aber dennoch für meine Pflicht halte, dies zu thun, greife ich zur Feder, um Ihnen vor Allem zu sagen, daß Sie mich beleidigen wollten, daß Ihnen dies aber nicht gelungen ist. Ich fühle, daß ich eine so kalte und strenge Zurückweisung von Ihrer Seite verdient habe, und nehme sie ohne Vorwurf hin; lag es aber in Ihrer Absicht, mich zu kränken, mir wehe zu thun, dann haben Sie Ihren Zweck vollkommen erreicht, denn ich bildete mir ein, eine Rolle in Ihrem Leben zu spielen; ich wünschte, Ihr Vertrauen, Ihre Sympathie zu erringen, und hoffte, daß es mir gelingen werde, meine Hand als Balsam auf Wunden zu legen, welche die Menschen Ihnen ge-

ſchlagen haben. Dies iſt nun vorbei. Mir bleibt nichts übrig, als Sie um Vergebung zu bitten und Ihnen Lebewohl zu ſagen. Ihre ergebene Faniska."

Paltſchinſki erwiderte:

„Sehr geehrtes Fräulein!

„Sie handeln ſehr edel an mir. Wenn etwas die Bitterkeit lindern kann, die mein Herz erfüllt, ſo ſind es Ihre großmüthigen Zeilen; leider haben Sie aber in einem Punkte nur zu ſehr Recht. Mir fehlt der Muth Ihnen gegenüber, der Muth, nach der gemachten ſchmerzlichen Erfahrung mich Ihnen nochmals zu nähern. Gewiß hätten Sie einen heilſamen, einen beglückenden Einfluß auf mein Schickſal nehmen können, und es iſt nicht meine Schuld, daß wir in dieſer Weiſe ſcheiden. Zerriſſene Saiten geben keine Harmonie mehr. Sie haben das Inſtrument mit Füßen getreten, das arme Inſtrument, das jetzt wieder ſchön und ſchmeichelnd klingen ſoll, weil Sie es wünſchen, weil Sie es befehlen. Sie haben an mir gezweifelt, weil ich es wagte, meine Ehre zu vertheidigen, ohne meine Hand mit fremdem Blute zu beflecken, weil ich ein beſſerer Chriſt als Cavalier bin! Aber genug davon, ich könnte Sie neuerdings kränken, und dies beabſichtigt in keiner Weiſe Ihr unterthänigſter Diener

Joachim Paltſchinſki."

„Mein theurer Herr Paltschinski", gab die Amazone zur Antwort, „Sie thun mir Unrecht und auch sich selbst. Nicht gezweifelt habe ich an Ihnen, nur gezittert, daß Ihre Grundsätze Sie vor der Welt lächerlich machen könnten, gezittert, mein Ideal befleckt zu sehen; denn seit ich Sie kenne, hielt ich Sie für den besten Mann in dieser Welt. Ich achte Sie so hoch und Sie sind mir so theuer, daß ich geradezu thöricht und kindisch wurde, aus Furcht, Sie von denselben Menschen, welche Sie in jeder Beziehung so sehr überragen, geringgeschätzt zu sehen. Hier haben Sie mein offenes Bekenntniß. Können Sie mir vergeben, dann kommen Sie, kommen Sie bald; es freut sich, Ihnen die Hand zu drücken, Ihre Faniska."

„Sie wollen mich nicht verstehen", schrieb Paltschinski zurück, „ich muß also deutlicher sprechen. Würde ich mich in dieser Angelegenheit nur als guter Bekannter, ja selbst als Ihr Freund fühlen, so würde ich es geradezu lächerlich finden, mit Ihnen ferner schmollen zu wollen. Aber Sie waren und — warum soll ich es nicht sagen? — Sie sind mir Etwas, was mir noch kein Weib war. Ich liebe Sie, Faniska, da haben Sie mein Geständniß. Verstehen Sie nun, was ich gelitten habe, was ich noch leide, und verstehen Sie, daß ich Sie fliehen muß? Ich spreche so offen, weil ich Sie wohl nie

mehr ſehen werde. Morgen verlaſſe ich dieſen Ort, der mir ſo viel Unheil gebracht hat. Ihr treuer Paltſchinſki."

„Nein, mein Theuerſter", lautete Faniska's Antwort, „ſo leicht entkommen Sie mir nicht. Sie lieben mich. Nun denn, auch ich liebe Sie, und ich gebe Sie nicht ſo ohne Weiteres auf. Ich werde nicht ruhen, bis ich Sie zu meinen Füßen ſehe. Faniska."

„Mein letztes Wort", entgegnete Paltſchinſki, „Sie ſind eigenſinnig. Ich auch. Alſo: gelingt es Ihnen, mich zu Ihren Füßen zu ſehen, dann betrachten Sie mich fortan als Ihren Sklaven, aber es wird Ihnen nicht gelingen. Ich bin ein Held, ich beſitze jenen Muth, welcher der höchſte iſt, den Muth, zu entſagen, zu leiden, zu ſchweigen. Ihr treuer Paltſchinſki."

Und es war ihm Ernſt, bitterer, ſchmerzlicher Ernſt, dem guten Paltſchinſki. Er packte noch denſelben Nachmittag ſeinen Koffer, ſchrieb einige Briefe, miethete für den folgenden Tag einen Bauernwagen und war entſchloſſen, in aller Frühe nach Sanok und von dort mit dem nächſten Eiſenbahnzuge über Krakau und Wien nach Venedig zu fahren, wo er den Winter zuzubringen gedachte. Vorher wollte er aber Faniska noch einmal ſehen. Es war dies ſo eine romantiſche Idee von ihm und er ſchritt auch mit aller Romantik zur Ausführung

derselben. Als die Sonne hinter den Bergen
und graue golddurchleuchtete Dämmerung
hülle, ging er hinab nach Jurowza, nahm
schwang sich in den Sattel und ritt zu Jas
erwartet hatte, fand er denselben nicht zu H
suchte also dessen Gärtner auf, ließ sich von
wundervolles Bouquet aus weißen und rothe
binden und schlug dann die Straße nach Livon

Als er in die Nähe des Edelhofes kam, wa
reits ziemlich dunkel; er ritt im Schritt um die
mauer herum, sein Herz pochte heftig. Fanis
nicht in Jurowza, sie war also daheim und war
ser Stunde im Garten, das wußte er; was er
nicht ahnte, war, daß die Herrin des Hauses gan
der Mauer in der Rosenlaube auf dem Hügel saß
dem aus sie eine weite Aussicht genoß, und daß
längst entdeckt hatte.

Plötzlich, wie in Folge eines Zaubers, spra
kleine Pforte in der Mauer auf und Faniska, im
fließenden Kleide und in kirschrother, mit Hermel
setzter und gefütterter Sammtkazabaika, trat rasch
aus, so rasch und unerwartet, daß Paltschinski's
einen wilden Satz machte und ihn abwarf.

Da lag er nun auf dem weichen Rasen, z
Füßen der Amazone, welche mit einem hellen glück

Lachen den Arm gebieterisch über ihn ausstreckte. „Mein Sklave also!“ rief sie.

Er war über und über roth — und versuchte sich aufzurichten, aber sein Fuß verstrickte sich in dem dichten Grase und er fiel von Neuem und diesmal auf ein Knie hin.

„Sie sehen, das Schicksal hat entschieden“, sprach Faniska. „Sie liegen zu meinen Füßen, ich betrachte Sie also fortan als meinen Sklaven und werde Sie auch darnach behandeln.“ Sie reichte ihm die Hand und hob ihn dann mit anmuthiger Herzlichkeit auf. Er verneigte sich vor ihr, als wollte er sagen: Hier bin ich, beginne mit mir, was Du nur willst.

Sie legte ihren Arm in den seinen und sie gingen, ohne ein Wort zu sprechen, durch die kleine Pforte in den Garten, den Hügel hinan und saßen dann in der Laube Hand in Hand. Das Ganze war so romantisch, als Paltschinski es nur wünschen konnte. Er fühlte aber, daß er endlich sprechen mußte, und da er nicht sprechen durfte, zog er seine liebe gute alte Schreibtafel hervor und schrieb: „Es ist entschieden, ich gehöre Ihnen, befehlen Sie über mich.“

Kein Stern war noch am Himmel.

Faniska las mit vieler Mühe die wenigen Worte, die Paltschinski an sie gerichtet hatte.

„Sprechen Sie nicht", gab sie ihm schelmisch zur Antwort, „und schreiben Sie auch nicht. Sie haben fortan nur noch stumm zu gehorchen. Hören Sie also, was ich Ihnen befehle. Sie werden morgen nicht abreisen, sondern mit mir zu dem Herrn Pfarrer gehen."

Paltschinski machte eine Bewegung, die ebenso freudig als rührend war. Faniska aber sagte: „Keine Einwendung. Sie werden mich heirathen. In vier Wochen ist unsere Hochzeit."

Paltschinski stürzte zu ihren Füßen nieder.

„So ist es recht. Ich sehe, Sie haben Talent zum Gehorchen, Sie werden ein guter Ehemann werden. Um Sie aber auch ein wenig zu strafen, wünsche ich Ihnen jetzt gute Nacht." Sie reichte ihm lächelnd die Hand zum Kuß, wie eine junge Königin ihrem treuesten Unterthan, und lief dann schnell den Hügel hinab. Er sah noch einige Zeit ihr weißes Kleid und den Hermelin ihrer Kazabaika zwischen den Bäumen hindurch schimmern, dann verschwand sie ganz und er ging seufzend hinaus, um sein Pferd zu suchen.

Vier Wochen später fand die Hochzeit des seltsamen romantischen Paares statt, eine glückliche, aber stille Hochzeit. Die Zeiten ändern sich. Im Jahre 1759 war es noch Sitte bei dem polnischen Adel, daß die junge Frau bei der Ankunft in ihrer neuen Heimath mit Glockenge-

läute, Musik, Gewehrsalven und Kanonenschüssen empfangen und ihr feierlich auf der Schwelle des Hauses der Schlüsselbund übergeben wurde, mit dem sie zugleich die Zügel der Herrschaft ergriff. Im Jahre 1828 schrieb ein wackerer Edelmann: „Die Hochzeit meines Ur — Urgroßvaters währte 8 Tage und man leerte 10 Fässer Wein, jene meines Urgroßvaters fünf Tage und man leerte sieben Fässer, jene meines Großvaters drei Tage und man leerte ein Faß. Bei der Hochzeit meines Vaters, welche einen ganzen Tag währte, wurden 100 Bouteillen getrunken, bei meiner, die an einem Abend gefeiert wurde, tranken wir einige Flaschen Champagner zum Souper, und endlich bei der Hochzeit meines Sohnes, die in aller Stille stattfand, gab man sich mit zwölf Tassen Thee zufrieden."

In der Sakristei blickte Paltschinski fast ängstlich auf die Uhr und lächelte dann still vor sich hin. Als er vor den Altar hintrat, erwarteten die Anwesenden mit Spannung die Lösung des Geheimnisses, das ihn umgab. Ist er am Ende doch stumm? Wird er sprechen? Wird er schweigen? Das waren die Fragen, die auf allen Lippen schwebten.

Und das „Ja" vor dem Altar war das erste Wort, das er sprach. Er wiederholte es dreimal mit lauter sonorer Stimme unter allgemeiner Bewegung und Auf-

regung. Aus der Kirche fuhren die Neuvermählten in den Edelhof, wo ein Gouter eingenommen wurde, an dem nur der Pfarrer und die beiden Zeugen Pan Jaski und Pan Skrubski Theil nahmen.

„Nun lösen Sie uns aber das Räthsel", begann Pan Skrubski, der vor Neugierde fieberte. „Was hat Sie bewogen, bis heute zu schweigen?"

„Ein Schwur."

„Also doch."

„Aber ohne romantischen Beigeschmack, meine Herren", erklärte Paltschinski lächend. „Vor etwa zwei Jahren fiel ein Kind in den Dnieſter, als er bereits Treibeis führte; ich sprang in den Fluß und zog es heraus, aber ich hatte vorher einen schweren Kampf mit den Wellen und Eisschollen zu bestehen. Die Folge war eine Erkältung. Ich schonte mich nicht. Ein Halsübel entstand, wurde immer heftiger, endlich gefährlich. Die Aerzte gaben mich auf. Nur Einer fand sich, der mir vollkommene Genesung verhieß, wenn ich seinen Anordnungen strenge Folge leisten und vor Allem ein ganzes Jahr nicht sprechen wolle. Mein ehemaliger Lehrer und jetzt mein zweiter Vater, der Pfarrer des Dorfes, an das mein Gut grenzt, sprach mir zu, diesen Versuch zu wagen, und nahm mir einen Schwur ab, ein volles Jahr so zu leben, wie es mein Arzt anordnete, und vor

Allem ein volles Jahr kein Wort zu ſprechen. Es iſt heute genau ein Jahr, daß ich das letzte Wort geſprochen habe. Wenige Minuten vor der Trauung war meine Zeit um. Ich habe mit Gottes Hilfe meinen Schwur gehalten, meine Geſundheit wieder gewonnen und mir die herrlichſte Frau erobert."

„Aber das iſt ja eigentlich eine ganz einfache Geſchichte", rief Pan Skrubſki enttäuſcht.

„Allerdings", gab Paltſchinſki lachend zur Antwort; „halten Sie ſich dafür an die Geſchichte meiner Liebe, die iſt romantiſch genug."

Leipzig,
Druck von Hundertstund & Pries.

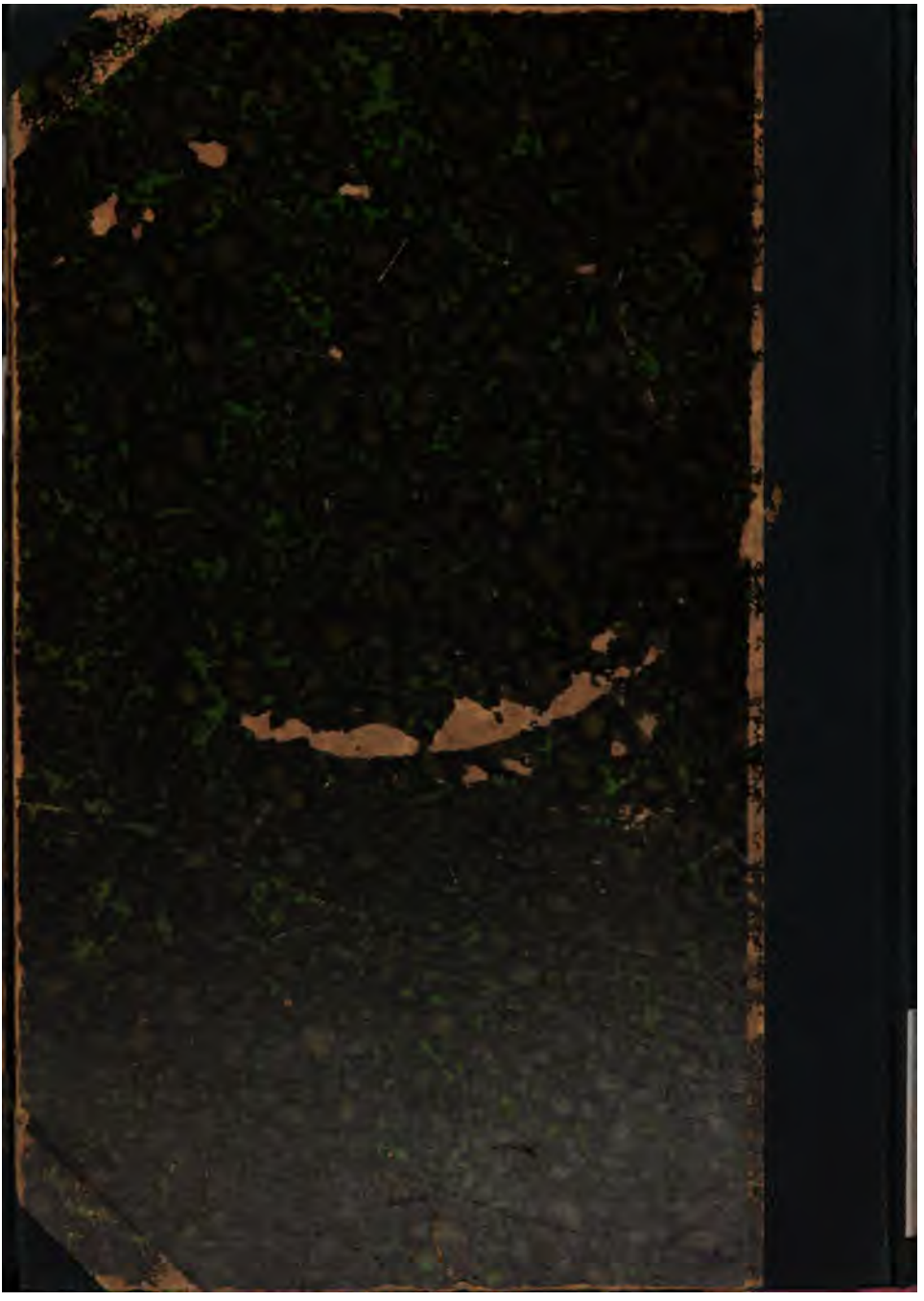
PT 2461 .S3 .G3 1881 C.1
Galizische Geschichten :
Stanford University Libraries
3 6105 037 093 973

PT
2461
S3G
1881

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

DEC 27 1994

DEC 12 1994